

clv

W. Dyck / W. Bühne

Vom Knast zur Kanzel

Das Leben des Wolfgang Dyck

dlv

Christliche

Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 1976
2. Auflage 1977
3. Auflage 1978
4. Auflage 1980
5. Auflage 1982
6. Auflage 1985
7. Auflage 1986
8. Auflage 1988
9. Auflage 1990
10. überarbeitete Auflage 1998

© 1976 by Verlag und Schriftenmission
der Evangelischen Gesellschaft
für Deutschland, Wuppertal-Elberfeld
Aus Notizen, Tonbandaufzeichnungen und
persönlichen Erinnerungen zusammengestellt
und bearbeitet von Wolfgang Bühne
Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach
Satz: CLV
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-86397-407-5 (CLV)

ISBN 3-87857-137-6 (EG)

Inhalt

Widmung	7
Zum Dasein verflucht?	9
Schwer erziehbar	15
Undichte Ventile in der Nachkriegszeit	21
KZ Sachsenhausen	31
Die große Freiheit endet in der Gebundenheit	37
Im teuersten Anzug der Welt	45
Ohne Schöpfer ist das Geschöpf bald erschöpft	53
Entlassung	59
Christ ohne Christus	67
Im Lichtkegel Gottes	71
In der Schule Gottes	75
Wie ich Evangelist wurde	83
Erlebnisse am Hamburger Hauptbahnhof	93
Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes	105
Auch Evangelisten brauchen Vergebung ...	111
Die Zeit auskaufen	117
Nachwort	121

Widmung

»Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt.

Bald wird es schnein.

Weh dem, der keine Heimat hat ...«

Friedrich Nietzsche

Der Lebensweg von Wolfgang Dyck ist ein Beweis dafür, dass es für Gott keine hoffnungslosen Fälle gibt. Darum ist dieses Buch denen gewidmet, die aufgrund ihrer Vergangenheit meinen, keine Hoffnung mehr haben zu können.

Zum Dasein verflucht?

Meine Geschichte geht wie jede Lebensgeschichte einfach damit los, dass ich geboren wurde. Welch eine feine Sache, wenn man geboren wird! Wenn man da ist. Es gibt einige Leute, die behaupten, das sei eine Verdammnis: verdammt zur Freiheit, verflucht zum Dasein, sieh zu, wie du klar kommst! Aber ich glaube, es ist nicht ganz so, wenn man nicht bei dem, was man ist und wer man ist, stehenbleibt, sondern weiterfragt nach Dem, der uns geschaffen hat, der uns das Leben geschenkt hat.

Ich bin in Berlin geboren und verdanke dieser Tatsache eine Gabe, die jeder Berliner mitbekommt. Ich freue mich sehr, dass der Berliner schon in der Bibel beschrieben ist. Luther scheint schon im Voraus gewusst zu haben, dass da einmal eine Zeit kommen würde, wo die Berliner groß und bekannt sein werden, dass sogar Präsident Kennedy sich nicht schäme zu sagen: »Ich bin ein Berliner.«

In Psalm 81,11 lesen wir: »Tue deinen Mund auf ...«, aber dabei bleibt es nicht, sondern es heißt weiter: »Ich will ihn füllen, spricht der Herr.«

Was ist der Unterschied zwischen einst und jetzt in meinem Leben? Früher hatte ich auch ein großes Maul, war mit der Schnauze immer voran.

Gutes kam da wenig heraus; Gott Wohlgefälliges bestimmt nicht. Aber viel Lüge, viel Gemeinheit, viel Zank und Streit.

Derselbe Mund ist heute gewürdigt, predigen zu dürfen. Ich bin sehr dankbar, dass wir Menschen, die wir unreine Lippen haben, wie Jesaja sagt, gereinigte Lippen und ein gereinigtes Herz bekommen können und Gott uns würdigt, Menschen, Christen und Prediger zu sein.

Meine Wiege stand also in Berlin. Ich bin ein uneheliches Kind. Schauen Sie, das ist natürlich etwas Wichtiges in meinem Leben. Uneheliche Kinder haben wir Hunderttausende in Deutschland und Tausende von ihnen bevölkern unsere Erziehungsanstalten und Zuchthäuser.

Von Herrn Staatsrat Prof. Dr. Krebs habe ich seinerzeit erfahren, dass 50% der Dauergäste in Gefängnissen und Zuchthäusern aus unehelichen und außerehelichen Verhältnissen kommen.

Ich möchte damit nicht behaupten, dass unehelich geboren und in Heimen aufgewachsen zu sein nun gleich heißt: prädestiniert für die Verbrechertlaufbahn. Aber uns Tausenden unehelichen Kindern ohne Vaterhand, ohne Nestwärme, ohne bleibende Stätte der Gemütsbildung fehlt etwas, was später kaum aufzuholen ist.

Nun will ich hiermit nicht mit Fingern auf meine Mutter zeigen. Es hat zwar eine Zeit in meinem Leben gegeben, in der ich wirklich geglaubt habe, meine Mutter sei an allem schuld. Das Milieu, die Umwelt sei schuld. Heute glaube ich nicht mehr daran. Klar, dass da, wo ein Mensch lebt, immer Schuld steht, aber was mein Leben angeht, so war immer drei-, vier- und fünfmal mehr Schuld auf meiner Seite.

Meine Mutter arbeitete als Krankenschwester in einem Krankenhaus. Sie hat ihr Leben lang fleißig gearbeitet und war eine gute, liebe Frau. Sie gehörte auch zur Kirche.

Ich habe sie aufgrund meiner Zuchthausstrafe verloren. Sie wollte mit solch einem missratenen Sohn, dessen sie sich nur zu schämen hatte, nichts mehr zu tun haben.

Nun, damals blieb ich nicht lange bei meiner Mutter, sondern kam zu Pflegeeltern. Die Fürsorge wollte es so. Es waren zwei ältere Leutchen, die schon mehrere solcher Pflegekinder »hingekriegt« hatten, also bewährt in solchem Dienst waren.

Von meiner früheren Kindheit weiß ich nichts zu berichten. Ab und zu kam eine »fein gekleidete« Frau, die mich in ihre Arme nahm – meine Mutter. Sie war in einem Krankenhaus am Potsdamer Platz tätig.

Damals habe ich sehr viele Dummheiten gemacht. Ob ich so ganz anders war als die anderen, weiß ich nicht. Auf alle Fälle war ich wohl schwieriger; denn sonst hätte man mich wohl nicht »ins Heim gesteckt«. So empfand man diesen Eingriff als Betroffener.

Ich hatte ein Fahrrad gestohlen. Und da ich doch gar nicht fahren konnte, habe ich es aus Angst, entdeckt zu werden, an einer Hauswand stehengelassen. War das schon ein Zeichen der kriminellen Anlagen? Ich habe jedenfalls Zehntausende Jugendlicher gefragt, wer von ihnen noch nie gestohlen habe. Gemeldet hat sich noch nie einer, außer einem Witzbold. Diebstahl ist vor Gott Diebstahl und rein technisch ist jeder dazu veranlagt. Später und als letztes in dieser Zeit stahl ich einem Mädchen ein Fünfmärkstück. Dafür kaufte ich mir einen Wasserkessel mit Pfeife, einen Tuschkasten und zuletzt ein Netz, in dem ich die Kostbarkeiten nach Hause trug. Dort erwartete mich schon die Mutter des bestohlenen Mädchens und forderte ihr Geld zurück.

Ich weiß auch noch – und solche Eindrücke wird man nicht los –, dass mein Pflegevater, wenn er abends nach Hause kam, mir auf einmal die Prügel verabreichen musste, die ich den Tag über verdient hatte und das war nicht wenig. Mein Pflegevater rasierte sich noch mit einem Messer und dazu

gehörte auch ein Riemen, der ab und zu anders verwandt wurde.

Die Folge war, dass ich flüchtete und mich als letzte Zuflucht unter meinem Bett versteckte. Doch hier bewährte sich die Länge des Riemens. Er schlug nach mir – ich trat nach ihm, so war das ein nicht zu verantwortendes Wechselspiel Kind-elterlicher Beziehungen. Kein Wunder, dass eines Tages die Fürsorge einen Strich unter dieses ungleiche Verhältnis setzte und mich in das »Grüne Haus« nach Berlin-Tegel brachte.

Das war der erste Missbrauch meiner Hände und Füße und dabei ist es ein halbes Leben lang geblieben. Unsere Hände und Füße sind die Extremitäten an unserem Leib. »Im Extrem wird's deutlich.« Was wir mit unseren Händen und Füßen anfangen, offenbart, wer wir sind.

Auch bei Jesus Christus. Er ließ sich nämlich mit Händen und Füßen an das Kreuz von Golgatha festnageln. Das ist nicht unwichtig, wenn man bedenkt, dass unsere Hände und Füße das Verderben in die Welt gebracht haben. Unsere Hand, besonders der ausgestreckte Zeigefinger, ist die Urform jeder Pistole und Kanone. Es ist

Unsere Hand, besonders der ausgestreckte Zeigefinger, ist die Urform jeder Pistole und Kanone.

der Ausdruck des Versuches, die Probleme dadurch zu lösen, dass man die anderen beseitigt.

Der Aufenthalt im Erziehungsheim »Grünes Haus« sagte mir anfangs gar nicht zu. Oft bin ich wegge-
laufen, einige Male zu meiner leiblichen Mutter. Aber es half mir nicht viel, ich musste ja immer wieder zurück.

Oft benutzte ich diese unerwünschten Besuche dazu, nun auch noch meine Mutter zu bestehlen. Wenn sie mich allein ließ, dann untersuchte ich alle Schränke nach Zigaretten. Die waren unter uns sehr gefragt und wer sie zu bieten hatte, war sehr angesehen und das wollte ich doch sein. Ich war damals etwa neun Jahre alt und meine Mutter sagte zu mir: »Junge, wenn du so weitermachst, dann endest du noch einmal im Zuchthaus.« Ich tat, als hätte ich nichts gehört. Was habe ich denn auch getan! Lauter noch kleine Dinge! Aber ich übersah, wie so viele mit mir, das alles klein anfängt. So wie beim Schneeball, anfangs ein kleiner, harmloser Gegenstand, der aber dann, wenn er mehr und mehr abwärts in Bewegung kommt, zu einer vernichtenden Lawine wird.

Schwer erziehbar

Die Bombenangriffe brachten dann eine äußerliche Wende in mein Leben. Einmal gab es nun zu unserer Freude weniger Schulunterricht, weil wir oft und lange in den Luftschutzkeller flüchten mussten, zum anderen wurden wir bald, um der Gefahren willen, aus Berlin nach Hannover ins Stephansstift evakuiert.

In Berlin bin ich getauft worden, in Hannover kam der Religions- und Konfirmandenunterricht hinzu; kirchlich-christlich war ich also auch. Die Gefängnisse und Zuchthäuser sind voll getaufter Heiden. Die Kirche ist tatsächlich »vertaufwässert«, wie Karl Barth das meiner Meinung nach sehr richtig gesehen hat. Zugegeben, am Taufwasser ist noch keiner ertrunken; aber wenn's am Wasser läge, sollte man nicht so schnell die Kirche, sondern die Feuerwehr rufen!

Wie viele Schandtaten werden von der Geschichte und den außerkirchlichen Völkern auf das Konto der Christen geschrieben, weil sie von solchen begangen wurden, die getaufte Christen sind, aber Christus in Wort und Tat verleugnet haben. Wie

Die Gefängnisse und Zuchthäuser sind voll getaufter Heiden. Die Kirche ist tatsächlich »vertaufwässert«.

soll den Schwätzern vor der Welt das Maul gestopft werden, wenn die Kirche hier Menschen zu sich zählt, nur weil sie Kirchensteuer zahlen? Verrat um der Silberlinge willen!

Die schweren Bombenangriffe auf Hannover führten zu einer weiteren Evakuierung in das sehr schön gelegene Heim in Altenau/Oberharz bei Clausthal-Zellerfeld. Es war das schönste Jahr meiner Jugendzeit.

Hier bewährte es sich, dass damals ein Erzieher im Grünen Haus meiner Verklemmung abgeholfen hatte. Ich konnte nämlich beim Singen keinen Ton herausbringen. Er nahm sich meiner ganz persönlich an und so lernte ich leidlich gut singen, was für meine spätere Evangelisationspraxis sehr wichtig war. Die Angst, vor großen Gruppen zu singen, überhaupt zu sprechen, wurde damals schon abgebaut.

Der Schulunterricht war nicht besonders. Ich bin insgesamt nur bis zum Wissen eines Volksschülers im 6. Schuljahr gekommen; ich weiß nur, dass man mich später pro forma aus dem letzten Volksschuljahr entließ, weil ich einen aufgeweckten Eindruck machte und die Kommission meinte, ich würde schon durchkommen.

Bei mir brach die Intelligenz erst etwa im 17.–18. Lebensjahr auf und zeigte sich in ungeheurer Wiss-

begier. Ich habe dann noch viel gelernt; aber nachholen kann man nie, was man in der Jugend versäumt hat, es bleibt doch wohl immer wie aufgepfropft und es hat keinen Tiefgang, es sei denn, man ist außergewöhnlich begabt und das bin ich wirklich nicht.

Unsere Religionslehrerin war eine sehr nette Frau. Ihr Pech war nur, dass sie ein wenig über der Normalgröße lag, so war sie das Ziel besonderen Spottes. Wir machten ihr das Leben sauer. Besonders im Fragenstellen waren wir sehr groß, nicht wissend, dass ein Narr mehr Fragen stellen kann, als zehn Weise zu beantworten vermögen. Zwei stänkten besonders arg und einer davon war ich.

Unsere Lehrerin, die wir »Elefantenbaby« nannten, verband das für sie Unvermeidliche mit dem Nützlichen und schickte uns beide, die wir mehr in den Armen als im Kopf hatten, zu den Holzfällern in den Wald. Dort war es für uns herrlich, wir kamen uns schon wie Männer vor. Nur von Gott haben wir wenig gelernt; denn auch in der Natur sahen wir wenig von der Schöpfermacht, jedenfalls zogen wir keine Schlüsse daraus. Im Gegenteil, mein Verhalten wurde so untragbar, dass die vereinten Damen mich loszuwerden suchten. So kam ich denn in die Anstalt für schwererziehbare Jungen nach Freistatt ins Moor, einer bis heute gefürchteten Anstalt.

Soweit ich mich erinnere, hatten wir nur eine Lehrerin. Fräulein Driesen war eine fleißige und um uns wahrlich bemühte Lehrerin. Sie rief mich immer »Dick« satt Dyck, das sich wie »Dück« spricht. So nannte ich sie aus erzieherischen Gründen immer »Fräulein Drüsen«.

Überhaupt war ich sehr ausgelassen und frech. Wir tanzten ihr buchstäblich auf der Nase herum. Wenn das einmal im Gange war, gab's kein Halten mehr; dann ging es um die Bänke, über die Bänke, verfolgt von einer kleinen stockbewehrten, zum Herkommen auffordernden Lehrerin und zuletzt, wenn die Verfolgung zu hautnah wurde, ging es raus aus dem Fenster. Das ließ sich die Erziehungsleitung nicht länger gefallen und so wurde ich der Moorbürg zur Aufbesserung übergeben.

Dort saßen die Größeren, die schon einschlägig vorbestraft waren und im Moor beim Torfstechen schwer arbeiten mussten. Die schwere Arbeit und die teils harten Strafen haben leider nicht den Eindruck auf mich gemacht, den sie machen sollten. Einzelheiten möchte ich mir sparen. Ich hatte schon zu viel Schläge bekommen.

Konnte ich ahnen, dass ich etwa zwanzig Jahre später freiwillig in derselben Anstalt sein würde, um zu predigen und den Jungens von Jesus und

von meinem dummen und gottlosen Verhalten zu erzählen? Wie wunderbar ist Gott!

Sein Wort, das ich in meinen Taten sichtbar ablehnte, das holte mich heim. Es machte mich nicht nur zu einem Menschen und Christen, sondern nun auch noch zu einem Prediger, der in den Heimen predigen darf, wo er früher den Erziehern die größten Schwierigkeiten gemacht hat. Der freiwillig dort sein darf, wo man ihn früher nicht mit Gewalt hingebracht hätte.

Aber damals stand ich noch völlig im Dunkeln. Ich hörte zwar Predigten, wahrscheinlich sogar gute Predigten, aber sie hinterließen keinen Eindruck bei mir. Ich war »durchgehend geöffnet«, hatte meine Ohren »auf Durchzug« eingestellt. Was ins eine hineinging, ging durch das andere unversehrt wieder hinaus.

Von Freistatt kam ich nach Kronsberg zurück und danach zu einem Bauern nach Dedensen bei Hannover. Geblieben ist mir aus der Zeit eine Narbe von einem Pferdebiss und einige Kenntnisse wie Melken, Rübenziehen und -hacken, Stallmisten und Heumachen.

1945 wurde mir dann eine Lehrstelle vermittelt. Man hatte mir eine große Liste möglicher Berufe vorgelegt und ich entschied mich für den ersten

Besten. So wurde ich Sattler, Polsterer und Linoleumleger in Rössing, ebenfalls bei Hannover.

Undichte Ventile in der Nachkriegszeit

Es war eine turbulente Zeit. In den letzten Tagen vor Kriegsschluss gab es nichts mehr. Überall herrschte ein wüstes Durcheinander. Die Deutschen schleppten Kriegsgefangene aus Bad Pyrmont durch unser Dorf und übernachteten zu Hunderten in unserer Scheune. Ich sehe noch heute, wie ein Russe in eine Mülltonne kroch, um etwas Essbares zu suchen und wie ihn ein deutscher Soldat in die Tonne stieß und sie zudrückte.

Als ich abends in die Scheune ging, um Stroh für unsere paar Kühe zu holen, drückte ich einem Russen mein aufgespartes Frühstück in die Hand. Ich konnte damals noch nicht ahnen, dass ich bald, selber von den Russen gefangen gehalten, solchen Hunger haben würde.

In der Nacht vor dem Einmarsch der Amerikaner hatten die Deutschen alle Gefangenen noch einen Ort weitertransportieren können und so waren wir der größten Gefahr entronnen. Ich glaube, es hätte ein furchtbares Blutbad gegeben, wenn sie alle im Dorf geblieben wären.

Unsere Soldaten ließen teilweise schon ihre Waffen zurück und versteckten in der Scheune ihre

Wertsachen. Das war natürlich ein gefundenes Fressen für mich.

Die nach dem Zusammenbruch streunenden Polen stahlen alles, vor allem Fahrräder. Zwei Orte weiter hatte ich für meinen Meister irgendetwas zu erledigen. Der Weg führte an der Unterkunft der Polen vorbei. Da mein Meister nur ein Bein hatte, besaß er ein entsprechendes Fahrrad. Mit diesem Rad wollte ich mich auf den Weg machen, in der Meinung, dass die Polen an einem solchen Rad kein Interesse haben würden.

Mutig wie ich sein wollte, bewaffnete ich mich noch mit einem Gummiknüppel, den ich in meinem Stiefel steckte, und fuhr los. Ich kam an der gefürchteten Unterkunft vorbei, wurde gesehen und angehalten, mein Rad herzugeben. Ich zog schon meinen Gummiknüppel, um meine Prahlerereien wahrzumachen, aber bevor ich einen Hieb austeilen konnte, hatten mich die Polen entwaffnet und anschließend verprügelt.

Ich kam verschrammt, verbeult und beklaut in meinem Dorf beim Meister an. Er sagte nicht viel, er hatte es ohnehin vorher gewusst und gewarnt.

In jenen Tagen wurde viel »organisiert«; später nannte man das wieder stehlen. Wir organisierten damals wohl alle. Es gab bestimmt nur weni-

ge, die widerstehen konnten und mir machte es obendrein noch Spaß. Einige haben später nicht mehr die Kurve gekriegt und aus den stolzen Organisatoren wurden Diebe, aus Vaterlandsverteidigern wurden Mörder. Die Ventile waren nicht mehr dicht zu bekommen.

Für mich trifft das nicht ganz zu. Ich kann mich weder durch den Hinweis auf die Erbfaktoren entschuldigen noch durch schlechte Zeitläufe und Milieuschäden. Die Tatsache der Gute-Bürger-Kriminalität, der Weißkragen-Kriminalität und der Asozialität derer, die aus besten Häusern kommen, ist eine nicht wegzuwischende Widerlegung der Bowenschen Milieu-Theorie.

Eines Tages hatte ich mich bei den Amis eingeschlichen. Dort fand ich Seesäcke, in welchen die Amis ihre »Souvenirs« und andere wertvolle Sachen aufbewahrten. Beim Durchwühlen schmiss ich alles, was mir nicht gefiel, ins Stroh. Schokolade, Kaugummi und Zigaretten nahm ich mit. Das ging ein paar Mal gut, bis mich die Amerikaner erwischten. Sie zogen ihre Messer und schnitten mir vom Fleck weg eine Glatze. Das war die Erste, aber leider nicht die Letzte. Solchermaßen gedemütigt, ließen sie mich mit leuchtender Glatze laufen. Ich wagte nach dieser Bestrafung nicht zu meiner Lehrstelle zurückzukehren und flüchtete ohne Abschied ins Ungewisse.

In Hannover stahl ich Papiere, wurde aber wiederum erwischt und kam glimpflich davon. Bei einer Baufirma in der Nähe von Braunschweig fand ich eine neue Arbeitsstelle als Schachtarbeiter. Der Polier lobte meinen Arbeitsfleiß und gab mir zusätzlich zu meinem Lohn Raucherkarten. Mit diesen Raucherkarten fuhr ich dann in die nahegelegene Schwarzmarktzentrale Braunschweiger Hauptbahnhof. Damals noch eine Trümmerstätte, aber doch schwarz von Menschen. Umschlagplatz von Ost nach West. Wer Geld hatte, konnte alles haben. Meine Raucherkarten waren begehrte Objekte, die Geld brachten.

Aber dieses Geld war auch bald weg und ich suchte nach neuen Einkunftsmöglichkeiten. Mit einem Komplizen klauten wir aus einer nahen Fabrik Griessäcke. Es dauerte nicht lange und wir wurden gefasst. Wir bekamen Jugendarrest.

Es fängt ja alles klein an, auch die Strafen. Nur, dass im deutschen Strafrecht nicht proportional zum Schadenswert, sondern zur Anzahl der Straftaten verurteilt wird. So kann man wenig getan haben und doch wegen strafverschärfendem Rückfall Jahre bekommen, weil man zum zigstenmal erwischt worden ist. Damals war ich also noch einmal gut weggekommen.

Bei meiner Entlassung kam meine Mutter aus Ost-

berlin und holte ihren einzigen Sohn ab. Sie wollte, dass aus mir etwas würde und nahm es auf sich, mit mir auf engstem Raum zu wohnen. Ich sollte und wollte etwas lernen und fand eine Lehrstelle bei der Firma Lange & Co., die aus Granatmänteln Ölpresen für die Sowjetunion baute. Hier arbeitete auch ein junger Mann, der bei uns im Hinterhaus wohnte. Meine Mutter wollte aus berechtigten Gründen nichts mit dieser Familie zu tun haben. Aber Helmuth war auch im Heim gewesen und wir verstanden uns auf leisesten Wink.

Eines Tages lud mich mein Freund ein mitzukommen. Er habe während einer Montage in der benachbarten russischen Kommandantur Einblick in die Wohnungen der russischen Offiziere bekommen und entdeckt, was da alles gehortet wurde. Gesagt, getan. Skrupel, Angst, irgendwelche Bedenken, Hemmungen oder einen Gedanken an meine Mutter, ein Sich-Melden meines Gewissens gab es nicht. Ich betone das deshalb, weil hier so recht deutlich wird, wie tot in Sünden mein alter Mensch war. Ich hatte ja auch keine Bindungen und empfand letztlich sogar die Absichten meiner Mutter als lästige Bevormundung. Irgendwelche Ursache zur Dankbarkeit ihr gegenüber sah ich damals nicht.

Wir beide zogen also am helllichten Tage los. Gegenüber patrouillierte ein mit Maschinenpistole

bewaffneter Russe auf und ab. Wir gaben uns lässig, so, als gehörten wir dazu und gingen ohne Absicherungen ins Haus und sofort auf den vierten Stock hinauf. Mein Komplize wusste, dass zu dieser Zeit keiner in der Wohnung war. Oben angekommen, öffnete er dann die Tür. Er war schließlich Schlosser und verstand sich meisterhaft auf dieses Handwerk, was ihm nachher auch das Leben retten sollte.

Wir nahmen die Koffer der Russen und stopften sie voll mit allen erreichbaren Wertgegenständen wie Ledermäntel, Uhren, Zigaretten usw., jeder zwei Koffer voll. Dann verließen wir wie selbstverständlich die Wohnungen, gingen die Treppe hinunter und wären wohl auch aufgrund unserer frechen Haltung durchgekommen, wenn nicht plötzlich von unten Schritte laut geworden wären. Ein Zurück gab es nicht, also vorwärts, runter!

Die Russen müssen sich ja wohl sehr gewundert haben, ihre Koffer verschwinden zu sehen; wir hatten nämlich das Pech, dass ausgerechnet die Besitzer selbst uns begegnet waren. Sie hielten uns fest und wir mussten alles wieder hochtragen. Mein Komplize musste zeigen, wie er die Tür geöffnet hatte und bekam anschließend den Lohn für sein Können. Sie verdroschen ihn nach allen Regeln der Kunst. Dann nahm ihn einer und hielt ihn zum Fenster raus. Mein Kumpel schrie nach

Mama und Papa, wie ich's nie zuvor gehört hatte. Dann brachten sie uns in den GPU-Keller.

Dort bekam ich, der ich bis dahin noch glimpflich weggekommen war, auch meine Tracht Prügel. Wir blieben dort mindestens vier Wochen. Mit uns eingesperrt waren russische Soldaten, die sich irgendwie schuldig gemacht hatten. Wir wurden herangezogen zum Abwaschen und zu sonstigen kleinen Diensten. Dadurch kam ich an etwas Papier, womit die Russen damals, anstelle von Tischtüchern, die Tische zu bedecken pflegten. Einen Bleistiftstummel hatten wir auch noch aufgetrieben. Damit verfassten wir einen sogenannten Kassiber. Wir hofften, ihn irgendjemand zustecken zu können. Aber hier gab's nur Russen.

Tag für Tag verging, ohne dass unsere Eltern eine Nachricht von uns hatten.

Eines Tages kam ein Kohlelieferant und schüttete ausgerechnet seine Ladung vor unser Fenster. Das war die Chance, jetzt oder nie! Wir warfen unseren Zettel hinaus und beobachteten, wie der Kohlenfritze sofort schaltete und den Zettel einsteckte. Tatsächlich kamen sofort unsere Mütter und verlangten ihre Söhne heraus. Aber das wurde tagelang hartnäckig abgeleugnet. Dann aber hatte der Oberst wohl ein Einsehen und wir wurden unseren Müttern vorgeführt.

Sie bekamen gleichzeitig auch den Auftrag, Decken, Bettwäsche und ähnliche Gebrauchsgegenstände mitzubringen. Unsere Mütter weinten und schrien vor Verzweiflung, weil sie meinten, wir würden nach Sibirien verschleppt. Der Oberst, selbst dort beheimatet, holte Bilder hervor und wollte unsere Mütter damit trösten. Sibirien wäre doch ein schönes Land und es wäre doch gar nicht so schlimm. Wir wurden dann von einem russischen Militärgericht unter Assistenz von vier schreibkundigen Mongolen zu je einem Jahr KZ Sachsenhausen verurteilt.

Doch bevor wir dorthin eingeliefert wurden, erlebte ich zum ersten Mal, was es heißt, ein Christ zu sein. Einige der Wachmannschaft machten sich einen Spaß daraus, uns täglich zu ängstigen. Manche nahmen auch die Gelegenheit wahr, sich an uns Deutschen zu rächen. Ein Schlüsselbund an langer Leine durch die Luft gedreht und so auf Schwung gebracht, dann ins Kreuz gehauen, ist wahrlich kein Vergnügen. Wir begannen schon zu zittern, wenn die Türe aufging.

Doch eines Tages kam ein Mongole. Diese Menschen waren durch ihr undurchdringliches Lächeln, ihre Schlitzaugen und ihr verwegenes Aussehen angsteinflößend. Aber dieser Mann zeigte uns ein Kruzifix, das er unter seiner Kleidung trug und sagte in seinem gebrochenen Deutsch: »Ich

Christ, ich Christ!« Ich begriff damals gar nicht, was das heißen sollte, aber eines spürte ich sofort: Von diesem Mann bekommen wir keine Schläge.

KZ Sachsenhausen

An einem eiskalten Wintertag öffneten sich für uns die Tore des KZ Sachsenhausen. In den vorderen Baracken wurden die sogenannten politischen und in den hinteren die kriminellen Häftlinge untergebracht. Wir lagen wie Heringe verpackt in diesen Baracken auf den Holzpritschen, ohne Matratze und ohne Stroh.

Als Erstes bekamen wir eine aufgedunsene Leiche zu sehen. Diejenigen unter uns, die russisch konnten, wurden zur Überwachung der einzelnen Baracken eingeteilt. Dafür bekamen sie ein wenig mehr zu essen, eine dicke Scheibe Gerstenbrot, etwas Zucker und Marmelade mehr, alles aber nur dadurch, dass sie es den anderen Gefangenen wegnahmen. Die Verpflegung war nicht ausreichend und so starben die meisten am Hunger. Ich erinnere mich noch daran, wie ein ehemaliger Schlachtermeister am Morgen tot neben mir lag: Magen- und Darmverschlingung.

Das Lager war überfüllt; ich habe einmal die Zahl von 32.000 gehört. Gerüchte und Ängste quälten uns. Viele hatten 10 und nicht wenige 25 Jahre abzusetzen. Die Gründe waren absurd. Die Senatoren Grell und Muhlenbrink, in eine Kartoffel-Schieberei verwickelt, bekamen jeder nur ein Jahr. Ein

Rechtsanwalt und ein Jude in derselben Sache bekamen je fünf Jahre. Andere hatten für jeden Eimer Marmelade, den sie gestohlen hatten, ein Jahr bekommen. Manche Nazis, aber meist die kleinen, saßen hier auch. Ich habe die Adressen einer ganzen Anzahl dieser Leute in meinen Schuh eingenäht und später mit rausgeschmuggelt.

Von Anfang an zählte ich zur Wache, also zu den bevorrechtigten Menschen und das bedeutete Überlebenschance. Durch meine Heimerziehung war ich gut auf diese Situation eingestellt.

In unserer Baracke hatte einer durch alle sogenannten Filzungen hindurch einige Blätter des Neuen Testaments gerettet. Er war ein hochgradig empfindsamer Studienrat und wurde unser Pfarrer. Warum er unter uns war, habe ich nie erfahren. Aber ich sehe noch heute die Scharen von Männern, die sich bei seinen Andachten versammelten. Ich begriff damals gar nicht so recht, was da eigentlich vor sich ging. Heute ahne ich etwas von dem Trost, der vom Wort Gottes in dieser Wüste des Leidens ausgegangen sein muss.

Nicht lange danach wurden alle sogenannten »Kurzfristigen« ausgesondert. Die tollsten Gerüchte gingen um und obwohl niemand etwas Bestimmtes wusste, feierten einige schon ihre Entlassung. Ich gehörte auch zu diesen »Kurzfristi-

gen«, die eine Strafe zwischen ein bis fünf Jahren hatten. Jedoch anstatt in die Freiheit ging unser Marsch in eine andere Baracke, in der nun Hunderte mit kurzen Strafen hausten.

Hier waren Jugoslawen unsere Barackenältesten. Was ich in diesem Jahr alles erlebt habe, hat mich für mein Leben geprägt. Hier bekam man eine Menschenkenntnis, die man aus keinem Buch lernen kann. Ein junger Mann, der zur Wache gehörte und über uns in der Koje schlief, erzählte mir einiges, was sich an Gemeinheiten in der Lagerleitung abspielte. Nur, wie sollte man den Kommandanten sprechen können, wenn man kein Russisch kann und die es können alle unter einer Decke stecken?

Ein fanatischer Deutschenhasser, ein junger Jugoslawe, hatte angefangen, verbotene Geschäfte mit den Gefangenen zu machen. Stiefel, Ledermäntel, Goldzähne etc. gegen Tabak. Dieser junge Mann hatte außerdem eine bestialische Freude daran, uns geschwächte Leute, Jung und Alt, zu drillen. Das Antreten beim Appell ging nicht schnell genug, also wurde geübt, oft mit drastischer Nachhilfe.

Als ich dann noch eine weitere Mitteilung über seine Grausamkeit bekam, war das Maß voll. Ich wollte mich beim Kommandanten beschweren.

Das Pech war nur, dass der einzige, der mir die letzte Nachricht brachte, ein von der Barackenleitung auf mich abgestellter Spitzel war. Sie hatten Wind von unserer Verschwörung bekommen und wir wurden von den Mitgliedern der Barackenleitung in den Waschraum gerufen. Auf dem Weg dahin wurde ich empfangen und dann fielen sie über mich her und verprügelten mich. Anschließend schmiss man mich in das große Wasserbecken und einer schlug mir einen Schrubberstiel, in dem sich noch ein Nagel befand, auf den Kopf. Obwohl ich als Andenken daran eine Narbe erhielt, habe ich doch keinen Ton gesagt. Lieber wollte ich kaputtgehen. In meiner größten Not sprang ich zum Fenster, um Hilfe zu rufen. Das Fenster befand sich gegenüber dem Wachturm. Aber dort stand ein sehr tauber Soldat, der an den schiefen Geschäften beteiligt war, und so konnte sich der Barackenälteste erlauben, sich am Fenstersims festhaltend, auf meinem Körper mit aller Wut und Kraft herumzut trampeln.

Als nächstes holten sie den jungen Mann von der Wache. Ihn hatten sie in Verdacht, dass er etwas verraten hatte. Sie schlugen ihm die Augen blau und wieder hörte ich einen, hilflos der Gewalt ausgeliefert, nach Mama und Papa schreien.

Beim Appell ließ man mich nun in der Baracke zurück. Meine Beulen waren schon fast abgeklun-

gen, als es jemandem aus dem vorderen Teil der Baracke gelungen war, zum russischen Kommandanten durchzukommen und von mir zu erzählen. Plötzlich hieß es: »Dyck, zur Kommandantur!«

Die Barackenleitung wurde schon von der Angst erfasst und der junge Jugoslawe war so dumm, in meinem Beisein schon für den sicher zu erwartenden Arrest vorzusorgen. Er band nämlich unter seine Strümpfe den Reichtum des Lagers: jede Menge Tabak. Darüber zog er seine Stiefel und grinste.

Ich ging zur Kommandantur und erzählte im Beisein einer Dolmetscherin, was ich wusste. Sofort wurde der Jugoslawe geholt. Dieser junge, tolle, aber leichtfertige Kerl war bei den Russen sehr beliebt, weil er als Partisan gegen die Deutschen gekämpft hatte. Er fing an zu weinen, benutzte den Deutschenhass der Russen und schaffte es mit Händen und Füßen, den Kommandanten von seiner Unschuld zu überzeugen. Er wurde rausgeschickt und kam triumphierend bei mir vorbei. Mein Nachteil war ja, dass ich kein Russisch verstand und nicht wusste, was er vorgelogen hatte.

Nun spielte ich meinen letzten Trumpf aus: Sollte einer, der sich für unschuldig hält, es nötig haben, sich auf eine längere Arreststrafe vorzubereiten? Ich ließ durch die Dolmetscherin den Komman-

danten bitten, er möchte befehlen, dass der Jugoslawe den rechten Stiefel ausziehe, da würde er schon sehen, wer die Wahrheit sagte. Sofort schoss der Kommandant auf ihn zu, ließ ihn den Stiefel ausziehen und wurde durch die Menge Tabak von der Schuld überzeugt. Er wurde sofort abgelöst, sodass wir alle aufatmen konnten.

Mein Komplize und ich wurden kurze Zeit nach diesen dramatischen Vorgängen termingerecht entlassen. Ich ging mit der Einwilligung meiner Mutter in den Westen und kam ins Münsterlager. Dort erfragte man mein Woher und Wohin. Ich erzählte und bat nach Hamburg gehen zu dürfen.

Die große Freiheit endet in der Gebundenheit

Man stellte mich vor die Wahl, in die Landwirtschaft oder ins Baugewerbe zu gehen. Ich entschloss mich für die Landwirtschaft, weil es dort volle Verpflegung etc. gab und kam nach Altenwerder zum Jungbauern Otto Harms. Dort wurde ich wie ein Kind im Hause aufgenommen. Mein Chef war frühzeitig mündig gesprochen worden, weil sein Vater im Felde geblieben war. Eine Tante und Oma versorgten den Haushalt.

Die Arbeit machte mir große Freude, jedoch nach einem halben Jahr konnte ich es nicht mehr aushalten und auch die besten Überredungskünste vermochten mich nicht mehr aufzuhalten. Die Tante hatte mit meiner Mutter Kontakt aufgenommen. Sie war eine liebe Frau und fuhr unter Tränen noch mit über die Elbe, immer noch in der Hoffnung mich zurückhalten zu können. Aber nein, ich rannte in mein Unglück. Hamburg, die Reeperbahn, die »große Freiheit«, die sich für die meisten nur als große Gebundenheit herausstellt, zog mich wie ein Magnet an.

So habe ich dann dort versucht, mein Leben zu leben, ein Leben auf anderer Leute Kosten. Spielversuche gingen für mich total daneben. Ich ver-

lor einmal 900 DM und das war viel Geld für mich. Da ich nun auch nichts mehr zu essen hatte und auf eine Geldquelle angewiesen war, geriet ich sehr schnell Gaunern in die Hände, die den Neuling sofort erkannten.

Ich spezialisierte mich auf Tankstellen-Diebstähle und wurde dann durch ein Rundschreiben der Kri-
po eingekreist und von einem cleveren Tankstel-
len-Besitzer bei meinen Tricks durchschaut und
festgenommen. Für mich als Heimzögling war die
darauffolgende Jugendstrafe in Hahnöversand
nicht tragisch. Hier lernte ich das Schneidern und
brachte es bis zu einem leidlichen Hosenschneider.

Nach meiner Entlassung wurde ich wieder beim
Tankstellen-Diebstahl erwischt. Trotz aller Versuche
meiner Rechtsanwältin, Frau Dr. Gerken-Koch, die
sich in rührender Weise um mich und mein Recht
bemühte, bis dahin, dass man mich auf § 51,1-2
untersuchte, wurde ich zu dreieinhalb Jahren Ge-
fängnis verurteilt. Es scheiterte eben alles an den
Tatsachen.

So verurteilt, wurde ich in die Strafanstalt des hu-
manen Strafvollzugs Neuengamme eingeliefert.
Jedoch bald überstellte man mich in die Gefäng-
nisabteilung des Zuchthauses Hamburg-Fuhlsbü-
ttel, weil irgendjemand mich wegen eines Flucht-
versuches angezeigt hatte.

Mir machte dieser Wechsel nicht viel aus; ich habe auch keinen großen Unterschied bemerkt. Vielmehr habe ich oft festgestellt, dass sich der sogenannte Zuchthäusler viel anständiger in der Haft benimmt als der Gefängnis-Gefangene. Eingeteilt wurde ich in die Setzerei und Druckerei. Das war eine lehrreiche hochinteressante Arbeit, die auch meiner damaligen Intelligenzlage entsprach, soweit ich das beurteilen kann. Der Meister war jedenfalls zufrieden mit mir. In mir reifte der Entschluss, den Beruf erlernen zu wollen. Der Anstaltsleiter war auch dafür, aber es kam alles anders. Im Vollzuge eines Vertrages zwischen den Anstalten in Hamburg, Bremen und Kiel sollten alle Zuchthäusler dieser Anstalten nach Hamburg, alle anderen Gefangenen in die festen Häuser der übrigen Anstalten. Das empfanden wir natürlich als eine Art Deportation, zumal Bremen-Oslebshausen sowieso einen schlechten Ruf hatte.

Als ich dann eines Tages die Nachricht bekam, dass ich am nächsten Morgen meine Sachen zu packen hätte wegen der Verlegung nach Bremen, entfachte das in mir die hellste Empörung. In meinem Zorn schlug ich mich bis zum Amtmann durch und beschwerte mich über die Verlegung in die Anstalten für abgeschriebene Fälle – wie das von meinem Standpunkt aussah –, wo ich doch hier einen Beruf erlernen wollte und sollte. Der Amtmann versuchte, mich zu beruhigen und klarzu-

machen, dass er nichts dafür könne. »Nun mal ruhig, wird alles nicht so heiß gegessen, wie's gekocht wird«, so etwa lief das Gespräch. Danach durfte ich in meine Zelle gehen.

Wer mit dem Kopf durch die Wand will, hat am Ende nur selber die Beulen.

Ich glaubte dem Amtmann jedoch kein Wort. Für uns waren diese Leute doch schließlich immer Feinde und ich schlug in meinem Zorn und aus Protest gegen diese beschlossene Maßnahme die ganze Zelle entzwei. Was hatte ich davon? Änderte sich etwas? Zu meinen Gunsten jedenfalls nicht. Das einzige, was ich bekam, war die Kostenrechnung für die kaputte Zelle und für die nächste Nacht einen Arrestaufenthalt. Wer mit dem Kopf durch die Wand will, hat am Ende nur selber die Beulen. Das will aber erst einmal gelernt sein!

Am nächsten Morgen wachte ich fröhlich auf. Solch eine Ventilhandlung hat ja auch eine befreiende Wirkung, wie wir es auch vom Kanzler Bismarck wissen, der manche Vase an die Wand geschmissen hat und dann immer beruhigt seinen Amtsgeschäften nachgehen konnte.

Keiner ahnte, was an diesem Tag noch passieren sollte. Am wenigsten ich, der ich mich mit der Ver-

legung abgefunden hatte. Von Natur aus bin ich ein sanguinischer Mensch, von der Hauspsychiatrie unter die Zykllothymen eingestuft; also ein Typ, der schnell auf 80 ist, aber dann wieder ganz normal und fröhlich seinen Weg geht.

Die Beamten freuten sich auch über die nächtliche Verwandlung meiner Haltung. Ich ließ mich guten Mutes in mein Zivil umkleiden und dann ging's ab nach Bremen. »Warum nicht gleich so?«, fragte noch ein lieber Beamter und dann stieg ich als Letzter in den vollbesetzten Gefängniswagen, die »Grüne Minna«.

Der Wagen war voll schwerer Jungs mit langen Strafen, die zum Teil schon ausgebrochen waren oder, wie ich, im Verdacht standen, es noch tun zu wollen. Einige kannten wohl auch die Strecke Hamburg–Bremen und so hatten sie einen Fluchtplan ausgeheckt. Mich als Letzten weihte man auch noch vorsichtig ein. »Kilometerstein X hält die Minna, der Aborteimer voll – muss rausgegeben werden, Tür ist offen, Druck von innen, nur ein Beamter und schon sind wir alle draußen. Machste mit?«

Voll des Protestes gegen diese Deportation und das nicht gehaltene Versprechen sagte ich zu. Es war nur einer unter den Gefangenen, der nicht mitmachen wollte und alles in seinem Gedächtnis notierte, um später als guter Zeuge gegen uns aussa-

gen zu können. Wir wussten alle um ihn, aber zwingen konnten wir ihn nicht und abzuhalten vermochte er uns nicht. Er stand unter schwerster Bedrohung.

Der Kilometerstein kam und der Wagen hielt zu einer an dieser Stelle üblichen Pause. Der Beamte öffnete vorsichtig die Tür, um humanerweise den Eimer entgegenzunehmen. Ich gab meinem Vordermann, einem Königsberger Boxer, einen Stoß und die Tür war offen. »Hilfe, die wollen ausbrechen«, rief der entsetzte Beamte seinen Kollegen zu. Aber anstatt ihren Kameraden zu befreien, warfen sie die Tür zu und stemmten sich dagegen. Der nun gefangene Beamte fürchtete um sein Leben, obwohl es ihm keiner nehmen wollte.

Nach einem kurzen Handgemenge ging der Mantel des Beamten auf und ich sah den Koppelriemen. »Pistole« schoss es mir durch den Kopf. Das war nicht eingeplant. Im nächsten Moment hatte ich die Pistole in der Hand. Mein Komplize hatte inzwischen den Beamten losgelassen, der mit voller Wucht die Tür aufstieß und raussprang. Die beiden anderen Beamten hatten sich in den Graben geworfen. Sie hatten auch noch eine Waffe. So stand Waffe gegen Waffe, drei Mann draußen und der Wagen voller Schwerverbrecher.

Dennoch geschah nichts. Ich hatte inzwischen die

Pistole weitergegeben und sie machte nun die Runde. Keiner wollte sie behalten. Sie hatten gemerkt, dass es sehr ernst geworden war und hatten nur noch einen Wunsch, sich zu verstecken. Ich hatte aus Zorn schon vorher eine Scheibe kaputtgeschlagen und der Anstifter des ganzen Planes nahm nun die Pistole und reichte sie den Beamten hinaus.

Als diese ihre Pistole wieder hatten, nahmen sie auch das Geschick in ihre Hand. Sie forderten uns auf, ins Innere des Wagens zu gehen. Alle gingen, ich blieb. Mir war alles egal. Es wurde gedroht, dass geschossen würde, wenn ich nicht ginge. Tatsächlich bohrten sich Sekunden später einige Kugeln über meinem Kopf in das Blech hinein. Dann ging ich. Die Tür wurde zugeschlagen, der Riegel vorgeschoben – der Aufstand war niedergeschlagen.

Inzwischen waren auch endlich Polizeiwagen gekommen, aber es war ja schon alles vorbei. In Bremen wurden wir erwartet. Alle Beamten standen bereit. Die Insassen mussten den Wagen verlassen, nur Dyck und Richter, der Königsberger Boxer, sollten zurückbleiben. Dann wurde mein Komplize geholt. Ich hörte Schreie und dann nichts mehr. Später erfuhr ich, dass Richter einem Beamten Gebiss und Brille zerschlagen hatte, als man ihm eine Abreibung geben wollte. Darauf hatte er nun so furchtbare Prügel bezogen, dass mir spä-

ter der Anstaltsarzt zu verstehen gab, dass er nicht einmal in der Nazizeit jemand gesehen hätte, der so zusammengeschlagen worden wäre wie dieser.

Ich selbst wurde dann auch aus dem Wagen geholt und dann hörte ich: »Laufen, laufen!« Es ging durch ein Spalier von mit Gummiknüppeln ausgerüsteten Beamten, wovon jeder so oft und fest schlug wie er konnte. Ganz hinten war ein Lichtschein, das war die offene Zelle, mein mir bestimmtes Ziel. Ich lief so schnell ich konnte und gelangte in die Zelle. Es folgten mir drei Beamte, denen ich entgegentrat mit den Worten: »Wenn ihr wollt, dann schlagt mich tot.« Mir war alles egal. Ich bezog nun eine Tracht Prügel und wurde gleich darauf untersucht, ob ich verletzt wäre. Man fand nichts, ich hatte mal wieder Glück gehabt.

Im teuersten Anzug der Welt

Nach einigen Wochen Wartezeit kamen wir nach Hamburg. Dort waren wir in der Einzelzelle, verhasst bei allen Beamten, weil wir ihre Kollegen angefasst hatten. Wir bekamen jeder drei Jahre Zuchthaus und drei Jahre Ehrverlust. Landgerichtsdirektor Dr. Valentin führte den Prozess. Als das Urteil gesprochen war, kam er in den Raum für Angeklagte, begrüßte meine Rechtsanwältin und sagte zu ihr, während er mir die Hand reichte: »Nun ist er erledigt.« Der so menschlich wirkende Händedruck dieses Mannes, der ausdrückte, als wolle er sagen: Laut Gesetz muss ich dich so hart verurteilen, als Mensch tust du mir leid, bewog mich, das Urteil sofort anzunehmen.

Ich hatte nun sechseinhalb Jahre Freiheitsentzug, alles zusammengenommen habe ich elf Jahre hinter Gittern gesessen. Ich trug den teuersten Anzug der Welt, die blaue Uniform, bezahlt mit meiner Freiheit, meiner Ehre, mit elf Jahren meines jungen Lebens. Was hatte ich nun erreicht? Es war alles verpfuscht. Es fehlte nur noch Sicherheitsverwahrung oder womöglich lebenslänglich.

Ich trug den teuersten Anzug der Welt, die blaue Uniform, bezahlt mit elf Jahren meines jungen Lebens.

Ich war ausgezogen, um ein freier Mann zu sein und war nun schlimmer dran als ein kleines Kind. Ich wurde eingekleidet und konnte keine Tür durchschreiten ohne fremde Hilfe, war beschränkt auf ein paar Quadratmeter Raum und verdiente ein paar Pfennige pro Tag. Es hat sich nicht gelohnt. Es lohnt sich nie. Die Freiheit ist das höchste Gut und die hatte ich nun für sechseinhalb Jahre verspielt.

Da die schwerere Strafe vor der leichteren anzutreten ist, kam ich zuerst ins Zuchthaus. Hier konnte ich auf eigenen Wunsch hin in der Druckerei arbeiten und habe auch die Buchbinderei kennen gelernt. Außerdem habe ich Netze gestrickt, Tüten geklebt und andere nerventötende Arbeiten gemacht. In meiner freien Zeit habe ich viel gelesen. Anhand einer Philosophie-Geschichte von August Messer habe ich dann alle erreichbare philosophische Literatur verschlungen und mich mit den höchsten Gedanken, die je in unserem Land gedacht wurden, beschäftigt. Ich habe Deutsch weitergelernt, habe angefangen zu dichten und Schach zu spielen.

Viele der Beamten hier benahmen sich sehr menschlich. Das war immer sehr wohltuend. Sie hatten auch den viel größeren und positiveren Einfluss auf uns Gefangene. Ich habe jedenfalls kein gutes Wort vergessen. Auch wenn ich mich nicht bes-

serte, es war keine gute Tat umsonst. Ein Beamter fiel besonders auf. Ich erfuhr erst nach meiner Entlassung, dass er Baptist war. Er hatte nie von seinem Glauben gesprochen, aber sein Verhalten war so ausstrahlend, seine gleichbleibende Freundlichkeit auch den härtesten Burschen gegenüber so wohltuend, dass Gefangene sogar auf krumme Dinger verzichteten, wenn sie wussten, dieser Mann hatte Dienst.

Ebenfalls viel zu verdanken habe ich Hans A. de Boer, damals Sozialsekretär des CVJM Hamburg. Er besuchte mich und schrieb mir auch in der Zeit, als sich meine Mutter von mir lossagte. Sie schämte sich so ihres einzigen Kindes, dass sie meinen Tanten nichts von dem Aufenthalt ihres missratenen Sohnes zu sagen wagte. Hans A. de Boer gab mich aber auch da nicht auf. Immer wieder schrieb er mir. Er befand sich damals auf einer Weltreise, die ihren Niederschlag in dem bekanntgewordenen Buch »Unterwegs notiert« fand. Er war die rechte Hand von Martin Niemöller, saß an den Tischen hoher Kirchenfürsten, aber vergaß den kleinen, abgeschriebenen Zuchthäusler nicht, sondern schrieb ihm immer wieder aufmunternde Karten.

O meine Freunde, lassen Sie uns Arbeiter auf Hoffnung und Befehl sein und schauen wir nicht auf die Erfolglosigkeit unserer Arbeit. Tragen wir den Menschen nicht so sehr ihre Vergangenheit nach,

die kennen sie zur Genüge. Ein Mensch, der nichts mehr zu erwarten hat, dem man seine Vergangenheit in Form dicker Akten nachträgt, ist ein nihilistisch-anarchistisches Stimulans unserer Gesellschaft.

Die Welt und der Einzelne in ihr braucht Hoffnung. Die Christen sind die einzigen, die noch etwas nie

Dagewesenes zu erwarten haben. Der wiederkommende Herr hält sie in Bewegung. Die Zukunft des Gekommenen ist unsere Gegenwartserfüllung, der Motor, der uns treibt und die Kraft, von der wir leben.

Die Zukunft des Gekommenen ist unsere Gegenwartserfüllung, der Motor, der uns treibt und die Kraft, von der wir leben.

Meine Herren Psychiater und Psychologen, die Sie das Leben analysieren, die Sie verdrängte Vergangenheit bewusst machen können. Sie können ihm die Gegenwart wieder erträglich und annehmbar machen. Sie haben viel zu sagen, aber eines nicht: »Dir sind deine Sünden vergeben.« Dieser Zuspruch Gottes durch Jesus Christus und in seinem Namen durch die Christen, er bereinigt die Vergangenheit und eröffnet die Zukunft in einer da-

durch sinnerfüllten Gegenwart. Nach Ihren Prognosen hatte ich – und die Gesellschaft von mir – nichts anderes zu erwarten als das immer schon

Dagewesene: Kriminelle Energie ungebrochen, er wird bald wiederkommen! Das war alles, was Sie, meine Herren Wissenschaftler, zu sagen hatten. Meine Erfahrungen lauten da heute anders: Gott spricht und es steht da! Er ist es, der aus dem Nichts durch sein schöpferisches Wort die ganze sichtbare Welt geschaffen hat. Er allein ist es auch, der ein nichtiges, leeres Leben neumachen und mit Sinn erfüllen kann.

Aber damals war es noch nicht soweit. Die Heilsarmee, die mir die entscheidende Hilfe brachte, konnte ich überhaupt nicht. Sie war mir noch nie begegnet und ich lebte doch immerhin schon 22 Jahre!

Liebe Heilsarmee, du bist fleißig, du hast sehr viel gearbeitet; aber ich möchte dich im Namen Jesu bitten, sei noch fleißiger, arbeite noch mehr! Es gibt, obwohl du heute in über 70 Ländern verbreitet bist, in unserem Land noch viele, viele, die nicht einmal um deine Existenz wissen, geschweige um Den, der dich gerufen und berufen hat zum Dienst mitten in einer dunklen Welt des Lasters, der Verbrechen und Gottlosigkeit, der Kriege und des Kriegsgeschreis! Lass deinen Kriegsruf an allen Fronten erschallen: Ein erbarmungslos-schonungsloser Krieg gegen die Sünde, gepaart mit großer, alles überwältigender Liebe zum Sünder!

Ich lernte die Heilsarmee zum ersten Mal im Zucht-

haus Fuhlsbüttel kennen. Viele von uns gingen nur aus Langeweile und wegen der willkommenen Abwechslung zur Kirche. Andere kamen, um Kasiber, Illustrierte, Romane usw. einzutauschen oder um alte Kumpel zu treffen. Nur wenige kamen um des Wortes Gottes willen. Gewiss, die meisten kamen auch zu diesen Versammlungen oft nur, um wenigstens einmal wieder ein paar Mädchenbeine zu sehen. Dennoch, wir saßen da, wir hörten zu und manchmal gingen wir sogar innerlich mit. Das durfte man sich natürlich nicht anmerken lassen, denn der Spott der Mitgefangenen ist ätzend wie Salzsäure.

Ich bin damals nicht gläubig geworden, leider nicht! Aber es waren die erfrischendsten Stunden, diese fröhlichen Heilsarmee-Versammlungen mit ihrer Musik, mit ihrem Gesang, mit ihrem Zeugnis und ihrer Botschaft, der wir keine Kraft für unser Leben zutrauten. Aber damals wurde der Grundstock zur Sympathie für diese Männer und Frauen gelegt. Und was immer wir von ihnen hielten – für echt hielten wir sie schon – aber für uns unerreichbar. Es waren ja auch zu nette Leute, zu gute Bürger und selten imponierende Gestalten darunter.

Viele Predigten habe ich in dieser Zeit gehört, aber eben doch so, als hätte ich sie nicht gehört. Allerdings eine Predigt eines kriegsbeschädigten Pastors – dem ich abspürte, dass er lebte, was er sag-

te – machte Eindruck auf mich. Natürlich stand die Alltagsrealität eines Zuchthäuslers dem Gesagten entgegen, aber eine Sehnsucht wurde in mir geweckt. Als ich damals in meine Zelle zurückkehrte, habe ich das erste Gebet meines Lebens formuliert. Ich hatte Sehnsucht danach, glauben zu können und neu anfangen zu dürfen. Ich wünschte, noch einmal Kind sein zu können, ein Mensch mit Zukunft, ohne belastende Vergangenheit.

Ich schrieb das Gebet auf das Deckblatt meiner Bibel, die mir ein lieber alter Bruder in der Hoffnung geschenkt hatte, ich würde sie lesen. Leider habe ich das nie getan. Ich habe diese ungelesene Bibel noch heute. Auch das Gebet steht da noch drin, wie überhaupt alles, was ich aus Mangel an Schreibpapier auf die leeren Ränder schrieb. Dieses Gebet ist vom ersten bis zum letzten Wort erhört worden.

Gebet

O Herr, der Zweifel fällt mich an:
es schwinden alle Zeichen.
O gib, Herr, gib ein Kanaan
für mich und meinesgleichen!

Gib mir des Glaubens helles Licht:
ich will getrost es stellen
vor meine Augen – dicht, ganz dicht!
um all das Dunkel zu erhellen.

Herr, verscheuch' die Grillen mir,
den Wust der fremden Lehren,
die stets durch eine Hintertür
die Macht des Zweifels mehren! -

Herr, ich Mensch der Wissenschaft,
der geistigen Triumphe,
brauch' mehr denn je des Glaubens Kraft,
dass ich nicht doch versumpfe! -

Gib, dass in bodenloser Zeit
ich an dein Wort mich halte
und vor dir, Herr der Ewigkeit,
ganz still die Hände falte. -

Dazu, o Herr, gib Kraft und Mut,
des Glaubens Trost und Helle,
auf dass der Dunkelheiten Flut
an deiner Macht zerschelle!

Ohne Schöpfer ist das Geschöpf bald erschöpft

Danach kamen aber Jahre besonderen Tiefgangs. In Bremen war man aus verständlichen Gründen mir gegenüber besonders streng. Was ich haben wollte, musste ich mir auf dem Beschwerdeweg erkämpfen. So unter anderem auch ein Glutamin-Präparat. Ich hatte für die Firma Juno Reklameverse gemacht und tatsächlich einen Hundertmarkschein aus Hannover bekommen. Meine Rechtsanwältin sollte mir für die Hälfte des Geldes ein Weihnachtspaket schicken. Sie hatte von mir einen Wunschzettel bekommen, worauf auch dieses Gehirnnahrungspräparat verzeichnet war. Das Paket wurde genehmigt, nur das Präparat sollte ich nicht bekommen. Man fürchtete, dass ich mir auf diese Weise Gift besorgen wollte. Erst durch Mithilfe des Arztes Dr. H. Wieske, der die Ungefährlichkeit dieses Medikamentes bescheinigte, gelangte die »Gehirnnahrung« in meine Zelle.

Als ich dann Jahre später einmal in einer Bremer Gemeinde predigen durfte, traf ich dort den ehemaligen Arzt wieder. Später besuchte er uns sogar mit seiner Gattin, und der ehemalige Arzt des Gefängnisses und der ehemalige Gefangene konnten durch den Glauben an Jesus Christus geeint unseren gemeinsamen Herrn anbeten.

Kurz vor meiner Entlassung war ich total unten. Vielleicht war es die jahrelange Beeinflussung der Philosophie Schopenhauers, die mich zu Selbstmordgedanken trieb. Jeden Tag hatte ich den Spruch von Soheli vor Augen, der neben einem Schopenhauer-Bild in meinem Schrank hing:

»Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen, sei nicht im Leid darüber, es ist nichts.

Ist einer Welt Besitz gewonnen, sei nicht erfreut darüber, es ist nichts.

Vorüber gehn die Schmerzen und Wonnen, geh' an der Welt vorüber, es ist nichts.«

Gedanken sind Mächte und Worte sind mit Geist gepaart. Die jahrelange Beschäftigung mit der Philosophie der Verneinung, der Knastkoller und die Sinnlosigkeit meines Daseins führten dazu, dass ich mir eines Tages eine Rasierklinge besorgte und um Mitternacht die Ader aufschnitt.

An dieser Stelle muss ich ganz eindeutig sagen, dass, wer sich umzubringen beabsichtigt, von niemandem aufzuhalten ist. Wir haben die schauerliche Freiheit, uns das Leben zu nehmen, zu vernichten, wegzuschmeißen. Ich weiß von einem Meisterspion, dessen Geschichte seinerzeit durch die Weltpresse ging, dass er trotz ständiger strenger Kontrollen, nach sechs vergeblichen Selbstmordversuchen es beim siebten Mal schaffte. Von

einem Neger berichtet Schopenhauer, dass er sich, als er keine andere Möglichkeit mehr sah, durch das Anhalten der Luft das Leben nahm.

Wer sich umbringen will, ist nicht aufzuhalten. Nicht einmal Gott hält ihn auf. Ich würde heute nicht mehr leben, wenn ich damals tiefer und fester zugeschnitten hätte. Fest steht so viel, dass ein Beamter mich bei dem mitternächtlichen Routinegang entdeckte. Das heißt nicht mich, sondern mein Blut, das in die Mitte der Zelle geflossen war. Um nicht entdeckt zu werden, hatte ich mich in den toten Winkel gelegt und meine Decke so aufs Bett gerollt, dass man annehmen musste, ich läge darin. Ich war schon besinnungslos, als der Beamte Alarm schlug. Der Obermedizinalrat, der gerade Nachtdienst hatte, gab mir eine schnellwirkende Herzspritze und so kam ich wieder zu mir.

Sofort wurde ich entkleidet und mit auf dem Rücken gefesselten Händen in den Keller abtransportiert. So hatte man mich gegen mich selbst geschützt. Völlig apathisch und enttäuscht ließ ich alles mit mir geschehen. Bald darauf kam ich ins Anstaltskrankenhaus, wo unter der Beobachtung eines jungen, sehr sympathischen Psychiaters meine Selbstmordgedanken bald überwunden waren.

In diesem Lazarett habe ich auch das erste christliche Buch gelesen – »Warum ich noch ein Christ

bin« von Paul Schütz. Die Antwort auf die Titelfrage ist mir unvergesslich geblieben: »Ich bin deswegen noch ein Christ, weil mir in der Begegnung mit Menschen immer wieder auch das Antlitz Jesu aufleuchtete.«

Der Tag meiner Entlassung rückte näher. Durch meinen Aufenthalt im Lazarett hatte ich es den Fürsorgern der Anstaltsbereiche fast unmöglich gemacht, vor meiner Entlassung für eine Arbeit und Wohnung zu sorgen. Mein Entlassungstag war ausgerechnet auch noch ein Sonntag. Aber aus der Rückschau muss ich sagen, dass es glücklicher nicht kommen konnte.

An diesem Sonntag hatte Pastor Dönitz wieder einmal im Zuchthaus gepredigt. Beim Nachhausegehen ging er an den Türen der Entlassenen-Abteilung vorbei und fand meinen Namen an der einen Tür. Zum ersten Mal wirkte sich wohl hier die Tatsache positiv aus, dass mein Name negativ bekannt und im Gedächtnis dieses Pfarrers hängen geblieben war. Er kam zu mir in die Zelle und erkundigte sich in der wohl üblichen Weise nach meinem Wohlergehen, nach meinem Woher und Wohin. Dann wünschte er mir Gottes Segen, alles Gute und ging. Ich dachte damals: »Gottes Segen kannst du dir an den Hut stecken, was soll das?« Dass an Gottes Segen alles gelegen ist, merkte ich erst viel später.

Nach wenigen Minuten kam, von Pastor Dönitz geschickt, Diakon Radzcuweit in meine Zelle.

»Sie werden entlassen?«

»Ja.«

»Wohin werden Sie gehen?«

»Weiß ich nicht!«

»Wären Sie bereit, in ein Soziallager in der Kieler Straße einzuziehen?«

Als ich das Wort »sozial« hörte, ging ich erobst unter die Decke. »Behalten Sie Ihre sozialen Angebote für sich und verschwinden Sie gefälligst!«

Aber unser Diakon, ein urgesunder Ostpreuße, der sicher schon manche Stürme von Seiten uneinsichtiger Gefangener gewohnt war, ließ sich nicht erschüttern. Er stellte noch eine Frage, ob ich in ein Heilsarmee-Heim einziehen würde.

Ich kann mir vorstellen, dass er damals erwartete, dass ich scharf ablehnen würde. Aber hier zahlte sich nun die treue Kleinarbeit auf Hoffnung aus, die durch die Heilsarmee an den besonderen Stätten des Elends getan wird. Die Sympathie zu diesen Menschen, die sich nicht scheuten, sich vor uns lächerlich zu machen in ihrer ungewöhnlichen Uniform und mit ihrer für uns antiquiert erscheinenden Botschaft, zahlte sich in diesem Moment aus. Ich konnte damals nicht ahnen, dass mit mei-

nem »Ja« die Weichen für mein ganzes weiteres Leben gestellt wurden.

Entlassung

Der Diakon gab mir einen Empfehlungsbrief an den Leiter des Heilsarmee-Heimes Hamburg-Hamburg mit; ich bekam meinen Lohn für die letzten sechseinhalb Jahre ausgezahlt – es waren ganze 125 DM – und wurde am 10. 2. 1958 entlassen.

Ich hatte noch keine Papiere, keine Arbeit, nur Unterkunft und Verpflegung waren gesichert. Pläne hatte ich keine. Verwandte, die sich um mich kümmerten, auch nicht. Meine Mutter wohnte in Ostberlin und Hans A. de Boer wusste wohl auch nichts von meinem Entlassungstag. So stand ich an diesem Sonntagnachmittag allein auf weiter Flur. In der Tasche den Entlassungsschein und einen Empfehlungsbrief, hinter mir ein verpfushtes Leben, vor mir eine ungewisse Zukunft. Würde ich mich einfinden können? Würde ich Arbeit finden, würde man es mir nicht von weitem ansehen, woher ich kam?

Der Fürsorger Harder sagte mir noch beim Abschied: »Herr Dyck, machen Sie nicht, was andere taten. Versuchen Sie nicht, Versäumtes nachzuholen, indem Sie auf die Reeperbahn gehen und eine tolle Nacht halten.«

Nun, dagegen war ich gefeit. Alkohol reizte mich

schon lange nicht mehr. Seitdem ich eine Alkoholvergiftung in Finkenwerder hatte, habe ich keinen Schnaps mehr angerührt.

Am nächsten Morgen wollte ich auf Arbeitssuche gehen. Arbeiten wollte ich und Arbeit gab's in Hamburg genug. Aber bevor ich noch das Haus verlassen konnte, fiel mein Blick im Vorbeigehen auf das Schwarze Brett des Hauses. Dort stand mit weißer Kreide ganz groß: »Hausarbeiter werden gesucht. Interessenten beim Heimleiter melden.« Ich blieb stehen. Hausarbeiter, das hatte ich im Gefängnis gelernt: Geschirrspülen, Kartoffeln schälen, mit dem Bohnerbesen umgehen, Toiletten rei-

Was nutzen aber die höchsten Gedanken,

nigen, das alles konnte ich so gut wie eine Frau. Dass ich aber mal Reinemacher bei der Heilsarmee werden würde, das hatte sich mein stolzer Geist nicht träumen lassen. Mindestens nicht mehr seit der Zeit, in der ich mich mit Philosophie beschäftigte.

wenn man platte Füße hat.

Ich hatte den Kopf voll, aber mein Herz war trotzdem leer. Ich hatte hohe Gedanken und konnte mich berauschen an den Werken von Plato, Kant, Schopenhauer und Nietzsche, sodass

mich die Gefangenen scherzweise Prof. Dr. Karlchen Miesmeck, Professor für Besserwissenschaften nannten. Ich gebrauchte viele Fremdwörter

und kam mir sehr gelehrt vor. Was nutzen aber die höchsten Gedanken, wenn man platte Füße hat. Man kann auch als wirklicher Professor, Fachmann auf seinem Spezialgebiet, noch ein moralischer Schweinehund, eine Intelligenz-Bestie sein, doppelt gefährlich, weil begabt und unmoralisch, gesetzlos und gottlos zugleich. Das gefährlichste Wesen auf dieser Welt ist noch immer der Mensch. »Was wir zu fürchten haben, ist nicht die Atombombe, sondern der Mensch«, sagte Albert Einstein. Nicht was der Mensch in der Hand hat, scheint mir wichtig, sondern wer diesen Menschen in der Hand hat, wer ihn führt und beherrscht.

Kleine Dinge, Unwägbarkeiten sind in unserem Leben oft entscheidend. Ein Schwarzes Brett, ein Blick der Augen, ein Stillestehn und ein Folgen dem ersten Angebot. Ich ging in das Büro von Kapitän Zeh. Ein lieber und gemütlicher Christ in der Uniform der Heilsarmee. An diesem Morgen wurde ich Hausarbeiter für 60 DM im Monat bei freier Kost und Verpflegung. Das Heim voll gescheiterter Existenzen, eine Summe von möglichen Komplizen zu neuen Straftaten und doch kam alles so ganz anders. Jeden Morgen wurde dort für die Mitarbeiter der Heilsarmee eine Andacht gehalten und wozu mich früher keine zehn Pferde gebracht hätten, daran nahm ich nun freiwillig teil. Nicht genug damit, ich folgte sogar den Heilsarmee-Versammlungen in der Talstraße.

Hier im Hause gab es noch eine weitere Heilsarmee-Familie, Kapitän Allers. Sie wurden bald nach Frankfurt versetzt, keine Minute zu früh oder zu spät. Ebenfalls wohnte ein stiller, aber allezeit hilfsbereiter junger Mann im Haus. Er lebte, wie ich später erfuhr, in freiwilliger Armut. Er kam aus Holstein/Wedel, hatte Schlosser gelernt, in Abendkursen das Abitur nachgeholt und wollte Heilsarmee-Offizier werden. Es gab wohl keinen, der ihn nicht gerne mochte. Es ging von ihm etwas aus, was ich später nirgends so gefunden habe. Er besaß nicht viel, aber verstand mit dem wenigen große Freude zu machen, weil er sich selber schenkte. Nie war er in Eile, keine Spur von Hetze und doch immer zur rechten Zeit da, um zu helfen. Er zog mich sehr an und ich bin Gott sehr dankbar, dass er mir diesen Menschen auf meinen Weg gestellt hat. Er nahm mich mit, wenn er Krankenbesuche machte. Ich war dabei, als er einen älteren Heiminsassen besuchte, der ein starker Trinker war. Werner sprach mit ihm und betete mit ihm, alles so natürlich und fein, dass ich es nicht schildern kann. Es war alles so selbstverständlich. Er war später dann bei Pastor Kemner in Ahlden, danach in Adelshofen bei Pfarrer Riecker und gründete später einen Orden mit einem weiteren Bruder, den er über mich in Frankfurt kennen gelernt hatte.

Die Heilsarmee mit ihrer Lebendigkeit wurde mir immer lieber. Ich zog bald mit auf die Straßen, sang

freudig ihre Lieder, ging mit zum Sammeln und zur Lokalmission. Ich wusste allerdings nicht, dass die Gemeinde in der Talstraße (Sitz der Heilsarmee im Bereich der Reeperbahn) für mich betete, der ich zwar äußerlich mit dabei, innerlich aber fern von Gott war.

Einige Zeit später fuhr ich nach Heilbronn, um Hans A. de Boer zu besuchen und ihm zu danken für alle Hilfe, die er mir in der Gefängniszeit gegeben hatte. Auf der Rückfahrt nach Hamburg blieb ich in Frankfurt stecken. Das Geld war mir ausgegangen und reichte nur zur Bahnfahrt bis Frankfurt. Meine erste Frage am Hauptbahnhof war: »Gibt es hier eine Heilsarmee?« »Und ob«, bekam ich zur Antwort. Zwei Heime gab es: Ostbunker und Schifferbunker. Warum ich ausgerechnet zum Schifferbunker ging, dafür gibt es keine menschliche Erklärung. Da ich nicht an Zufall glaube, sondern an Gottes Führung, meine ich heute dankbaren Herzens: Gott hat mich dorthin geführt. Dort im Schifferbunker traf ich das Ehepaar Allers aus Hamburg wieder, die seit einigen Tagen die Leitung dieses Heimes übernommen hatten.

Sie nahmen mich gleich fröhlich auf. Die Wohn- und Arbeitsfrage war gelöst und so blieb ich in Frankfurt. Zuerst hatte ich eine Stelle als Gelegenheitsarbeiter auf dem Markt, wo ich sämtliche Rumtreiber Frankfurts mit ihren Nöten und Pro-

blemen kennen lernte. Bald hatte ich eine feste Stelle beim Teppichhandel und fand auch ein eigenes Zimmer in der Humboldtstraße. In meiner freien Zeit ging ich zur Heilsarmee, folgte aber auch jeder anderen christlichen Spur.

So lernte ich den EC Langestraße kennen, die Landeskirchliche Gemeinschaft, Bruder Victor von der Blaukreuz-Arbeit und Bruder Dubian, den Leiter des Schwarzen Kreuzes. Ihm habe ich ein Vierteljahr bei seiner Arbeit mithelfen dürfen. Wie viel Not ist mir hier begegnet! Von hier aus gingen um die Weihnachtszeit die Briefe und Pakete in die Gefängnisse und zu den leidgeprüften Angehörigen. Bruder Dubian war ein alter Mann, aber welchen Fleiß zeigte er bis ins höchste Alter! Ohne Einkommen, außer einer kleinen Rente, hat dieser Mann allen Vorbestraften um Jesu willen zur Verfügung gestanden: Predigt- und Reisedienst in nachgehender Seelsorge, Besuchsempfänge, Gespräche, langwierige Korrespondenzen und trotzdem hat er in keiner Bibelstunde gefehlt.

Zu alledem hatte er seit dreißig Jahren eine schwergelähmte Frau im Bett liegen, für die er in rührender Weise sorgte, ohne Fremdhilfe in Anspruch zu nehmen. Das kann man nicht ohne Glauben an Jesus Christus, ohne zusätzliche Kraft. Ich habe oft beide erlebt. Er, der unermüdliche Liebevoller, der die Gaben, die er bekam, sichtete, verpackte und

weiterreichte und sein »Muttelchen«, die trotz verkrüppelter Hände noch Handarbeit tat. Wenn Frau Dubian das Lied sang: »Fest und treu wie Daniel war«, alle Verse mit fester und klarer Stimme, dann war das immer eine Stärkung für mich, den jungen und gesunden Mann. Ich bin immer getröstet aus dieser Wohnung an meine Arbeit gegangen.

Christ ohne Christus

Bald darauf begann ich in den Friedberger Anlagen von Frankfurt eine Brötchen-Mission. Dort, beim Grabinger, einer Barackenkaschemme, kümmerte ich mich um die »Wermut-Leichen« und versuchte ihnen Kleidung, Unterkunft und Arbeitsmöglichkeiten zu geben. In Zusammenarbeit mit der Langestraße konnten wir viele dieser Leute wieder einmal mit einem weißen Tischtuch und einem reichgedeckten Tisch bekanntmachen, ihnen Gemeinschaft und das Wort Gottes anbieten. Viele holten sich nur die Kleidung und das Essen. Andere nahmen die Gelegenheit wahr, sich zu waschen, rasieren usw. Schwester Elsbeth, Tante Klopp und noch ein Schwesternpaar opferten viel Zeit und Geld, sonst hätte ich diese Arbeit gar nicht tun können.

Durch täglichen Besuch beim Grabinger hatte ich mein Gesicht zu einer gewohnten Erscheinung werden lassen. Nach dem biblischen Motto, uns mit dem Mammon Freunde zu machen, verband ich das Erforderliche mit dem Wohltuenden, indem ich einigen der Männer ihren Hunger stillte und die Nahrungsmittel, Milch, Obst und Brötchen, beim Grabinger kaufte.

So hatten wir beide unseren Vorteil. Ich konnte un-

behelligt Männer in unsere Stunden mitnehmen, ohne dass der Wirt wegen Geschäftsschädigung Krach schlug. Ja, mir war sogar erlaubt, Plakate unserer Veranstaltungen im und am Haus anzubringen. Ich hatte die Gewohnheit, alle Leute im Lokal mit Handschlag zu begrüßen. Dadurch bekam ich unvermittelt Kontakt mit völlig fremden Leuten. Ein alter Mann, der nie meine Hilfe verlangt hatte, der aber jeden Abend seine freie Zeit hier im Lokal totschlug, wurde unerwartet mein Beschützer. Bei meinen Ansprachen zeigte er nie besonderes Interesse. Eines abends war ein Neuer im Lokal, der mich und meine Lokalrechte noch nicht kannte. Ich muss ihm wohl etwas zu nahe getreten sein in dem, was ich sagte oder andeutete. Er sprang auf und wollte mir an den Kragen. Bevor ich auch nur überlegen konnte, wie ich mich am besten aus der Affäre ziehen könnte, wurde der vor mir stehende Mann von hinten zu Boden gerissen und zugleich erklang laut die Stimme des in Angriffsstellung verharrenden Alten: »Den fasst du nicht an!« So hatte ich Schutzengel, wo ich keine vermutete.

Es gab enttäuschende und frohmachende Erlebnisse. Wir sollten uns von beiden nicht leiten lassen. Enttäuschungen bereiten wir uns meist selber, indem wir nach einem falschen Menschenbild von anderen etwas erwarten, was eben nicht zu erwarten ist. Das sollte aber nicht dazu führen, dass wir resignieren und sagen: Nun tue ich gar

nichts mehr und helfe keinem mehr. Denn gerade wenn wir meinen, jetzt habe er unsere Hilfe nicht mehr verdient, dann gerade braucht er sie.

Ein Mädchen der Heilsarmee fragte mich, ob ich ihr ein gebrauchtes Motorrad vermitteln könne. Ich sagte zu und vereinbarte mit einem Freund an einer Tankstelle einen Termin, um ein Motorrad zu kaufen. Der Tag kam, aber der Freund erschien nicht. Ich hatte eine ganze Weile gewartet, als ich, mehr aus Langeweile und mehr zufällig als geplant, gegen die Garagentür drückte. Sie war offen und gab nach. Nun lief in mir gewissermaßen ein Mechanismus ab, ein Gesetz tiefsitzender Gewohnheiten. Ich wehrte mich nicht, überlegte aber auch nicht die Folgen. Sie wären furchtbar gewesen und hätten mir Jahre Gefängnis eingebracht, wenn man mich erwischt hätte.

In der Garage stand ein großer Wagen. Die Türen waren offen und viele Sachen lagen darin. Ich raffte alles zusammen, steckte es ein, zog den Ledermantel an und rannte davon in altgewohnter Manier. Zu Hause versteckte ich alle diese Sachen im Schrank, benutzte vor lauter Angst kein Stück davon und hatte von dem Diebstahl nichts außer einem belasteten Gewissen.

Wie war das möglich? Ich half anderen Leuten so gut ich konnte. Sie nannten mich oft den einzigen

Christen, der ihnen begegnet sei. Den Ruf, Christ zu sein, hatte ich, aber ich war keiner. Anderen half ich, mir selber fehlte die Hilfe: die Wiedergeburt aus Wasser und Geist. Nicht nur neue Ziele, sogenannte gute Werke sind entscheidend – die kann man tatsächlich ohne Jesus haben –, sondern ein neuer Mensch. Wir scheitern nicht an der Umwelt, sondern an uns selbst. Ich galt als Christ

Wir scheitern nicht an der Umwelt, sondern an uns selbst.

und verhielt mich auch so, ohne bewusst täuschen zu wollen. Aber ich war Christ nur dem Erlernbaren nach, der Form nach, äußerlich nicht zu unterscheiden für den oberflächlichen Blick.

Keiner wusste um meine Schuld, nur Gott und ich. Ich besuchte weiter alle Versammlungen der Heilsarmee, ging mit auf die Straßen zu Freiversammlungen, sang die frommen Lieder, betete und predigte sogar, hatte aber immer ein schlechtes Gewissen. Ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut, sprach aber mit keinem darüber. Es war zum Verzweifeln. Wie viele mögen, ähnlich wie ich damals, in christlichen Aktionen mitarbeiten, ohne wiedergeboren zu sein, ohne neues Leben zu haben. Wie viele mögen da sein, die es nicht wagen, mit jemandem über ihre wirklichen Probleme zu sprechen und ihre fromme Maske fallen zu lassen!

Im Lichtkegel Gottes

Aber dann kam der »Tag der Deutschen Heilsarmee« in Stuttgart 1959. Auch bei uns wurde dieses Treffen angekündigt und vorbereitet. Leider konnte ich nicht mitfahren. Ich hatte kein Geld, um die Busfahrt Frankfurt–Stuttgart zahlen zu können. Mein Geld ging in Form von Brötchen und anderen Hilfen für die Ärmsten der Armen drauf. Zu gerne wäre ich mitgefahren.

Als ich eines Tages zur Heilsarmee-Versammlung kam, eröffnete mir Brigadier Adam, ein stiller und treuer Heilsarmee-Offizier, dass jemand für mich die Fahrt bezahlt hätte, ich also mitfahren könne.

Ich durfte also dabei sein. Ein ganzer Bus voll Heilsarmee-Leuten auf dem Weg nach Stuttgart. Niemand konnte wissen, dass gerade dieser Tag der bedeutungsvollste in meinem Leben werden sollte. Ob es der junge ECler geahnt hat, als er heimlich für mich die Busfahrt bezahlte? Nein, wir sollten niemals Arbeiter auf Erfolg werden, niemals nur so viel an Liebe und Opfer investieren, wie dabei nach unserer Berechnung herauskommen kann. Wir sollten nicht so geschäftlich, materialistisch denken und leben, sondern Arbeiter auf Hoffnung und Befehl sein. Die Liebe rechnet nicht, sie liebt. Ich verdanke jedenfalls einer solchen ab-

sichtslosen Liebe meinen Glauben an den Herrn Jesus Christus.

An diesem Abend im Gustav-Siegle-Haus war die Elite der Deutschen Heilsarmee versammelt. Es ist etwas Erhebendes, mit so vielen Gottesmännern in einem Raum zu sein – im Bereich ihrer Gebete und ihres Glaubens. Der Saal war voll und es war ein frohes Grüßen all derer, die in Gemeinschaft

desselben Herrn und des gleichen Dienstes lebten. Keiner ahnte, dass ich eigentlich ein Fremdkörper in dieser Glaubensfamilie war, alle hielten mich für gläubig, für bekehrt.

*Man kann
am Christentum
sehr viel
lernen,
auswendig,
an der
Außenwand.*

*Wie ein
Christ leben
kann nur
Einer: Jesus*

Christus.

Man kann am Christentum sehr viel lernen, auswendig, an der Außenwand. Wie ein Christ leben, kann nur Einer: Jesus Christus. Man kann auch in eigener Vollmacht barmherzig sein, eigener Herr in Barmherzigkeit unterwegs ohne Jesus. Man kann vieles ohne Christus – nur eben kein Christ sein. »Ohne mich könnt ihr nichts tun«, sagt Jesus in Johannes 15.

Musik, Gesang und die in der Heilsarmee übliche Fröhlichkeit erfüllten den Saal. Kommandeur Wickberg hielt die Predigt. Er sprach über die Verlorenheit der Menschen

ohne Gott und über den Weg der Rettung. Ich wurde zutiefst aufgewühlt. Zum ersten Mal wurde mir klar, warum Jesus am Kreuz starb. Nicht nur, weil der Hass der Menschen die Kreuzigung des Sohnes Gottes forderte, sondern weil ER dort stellvertretend für meine Schuld im Gericht Gottes stand und Gott nun Sünden vergeben kann, weil er sie dort auf Golgatha an seinem Sohn Jesus Christus gerichtet hat.

»... um unserer Sünden willen war er verwundet, um unserer Missetaten willen zerschlagen. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf ihm und durch seine Striemen ist uns Heilung geworden« (Jes. 53,5). So redet Jesaja prophetisch von dem, was am Kreuz geschah.

Von dieser Wahrheit wurde ich an diesem Abend eindeutig und unmissverständlich überführt. Ich erkannte mich als verlorener Sünder im Licht Gottes und weinte wie nie zuvor in meinem Leben. Ich ging nach vorne zur Bußbank und kniete dort nieder, zur bedingungslosen Offenheit vor Gott bereit. Kapitän Christpau kniete neben mir, er war mein Zeuge vor Gott. An diesem Abend erlebte ich die Vergebung meiner Sünden. Ich wurde wiedergeboren, hatte neues, ewiges Leben. Als wir an diesem Abend nach Frankfurt zurückfuhren, durchströmte mich eine Freude und Seligkeit, für die ich keine Worte hatte.

Ich hatte ein hartes Leben hinter mir, meine Gefühlskräfte waren total verkümmert. Aber nun hatte ich einen neuen Geist bekommen und ich konnte wieder weinen. Ich weinte über mich und meine Sünden. Es hat noch lange gedauert, bis mir die Tränen kamen über die Verlorenheit anderer, aber auch das habe ich noch erlebt.

Die Intellektualisierung der Kirche trägt zum seelischen Sterben unseres Volkes bei. In unseren Gemeinden wird nicht mehr geweint und nicht gelacht. Wir sprechen von der Geist-Seele-Leib-Einheit, von der Ganzheit des Menschen, aber in der Praxis sieht man nichts davon. Ich wundere mich deshalb nicht, dass unsere Kirchen leer und leerer werden und auch nicht mit Rock-Gottesdiensten und ähnlichen Lockmitteln für mehr als eine Stunde gefüllt werden.

In der Schule Gottes

Am nächsten Montag ging ich zur Arbeit. Mir war klar, dass die gestohlenen Sachen sofort aus meinem Zimmer mussten. Beim Diebesgut befand sich ein Brief mit Adresse und ich entschloss mich dorthin zu gehen. Ich ging. Als ich geklingelt hatte, erschien eine ältere Dame, die ich fragte, ob ich hier bei dem und dem richtig sei. »Ach«, sagte sie, »Sie wollen zu meinen Söhnen« und dabei schaute sie auf den Gegenstand in meiner Hand; es war der Knirps ihres Sohnes. »Da müssen Sie zur Zeil gehen, die sind noch bis um sieben im Geschäft. Ich rufe schon einmal dort an, dass Sie kommen.«

So ging ich los mit der Befürchtung, dass bei meiner Ankunft schon die Polizei bereitstehen könnte, um mich festzunehmen. Aber ich war zur völligen Kapitulation bereit, sollten die Betroffenen mit mir machen, was sie wollten. Ich wusste, wenn ich diesmal ins Gefängnis gehen müßte, dann als Christ und zum letzten Mal.

Als ich dort ankam, Auf der Zeil 37, stand ich vor dem »Haus der Gelegenheiten«. Vor der Tür stand ein ernst dreinsehender starker Mann, der mich an seinem Regenschirm sofort als den angekündigten Besucher erkannte. Er lud mich ein, ihm ins Geschäft zu folgen. Hinter mir schloss er die

Tür zu. Mein erster Schreck. Dann kam hinter einem Vorhang ein Herr hervor. »Kripo!«, schoss es durch meinen Kopf. Aber ich war in keiner Falle, es war nur der Bruder des Ersteren. Nachdem ich diesen zweiten Schreck überwunden hatte, erklärte ich mein Kommen. »Ich habe Sie bestohlen und möchte Ihnen Ihr Eigentum zurückbringen, den Rest habe ich noch zu Hause bereitstehen.«

Nun, das war raus. Die beiden guckten mich an, als wäre ich aus einer Irrenanstalt entlaufen. Wahrscheinlich hatten sie noch nie erlebt, dass ein Dieb ohne Gewalt die gestohlenen Sachen zurückbringt.

»Wer schickt Sie?«, fragten sie.

»Mich schickt niemand. Ich habe nur gestern bei der Heilsarmee eine Predigt gehört und da ich Christ geworden bin und weiß, dass Stehlen damit nicht zusammenpasst, stehe ich hier zu Ihrer Verfügung.«

Ja, da waren diese beiden cleveren Geschäftsleute mit ihrem Latein am Ende. Ich habe ihnen dann aus meinem Leben erzählt. Und dann sagte der eine: »Wissen Sie denn nicht, dass Sie nun eine hohe Strafe zu erwarten haben, nach alledem, was Sie hinter sich haben?« Ich wusste wohl. »Es ist nämlich so«, sagte der andere in leichter Verlegenheit, »wir sind versichert und haben eine Anzeige gegen Unbekannt aufgegeben. Wenn die durch ist,

dann bekommen wir den Schaden ersetzt, uns kann man nicht schädigen.«

Nun, das wusste ich längst, dass letztlich der Dieb sich selber schädigt. »Aber was sollen wir tun, können Sie uns einen Rat geben, wie wir die Anzeige wieder rückgängig machen können?« Da fragten die Bestohlenen mich, den Dieb, wie sie mich vor der verdienten Strafe schützen könnten! Nun war das Staunen auf meiner Seite. Ich habe ihnen dann einige Ratschläge gegeben. Sie ließen mich laufen und fragten nicht einmal nach meiner Adresse. Mein Herz war voll Jubel, ich hatte in jedem Sinne dieses Wortes Begnadigung erlebt.

Von diesem Zeitpunkt an habe ich mit dem gleichen Eifer im Bereich der Heilsarmee, aber auch im EC, in der Landeskirchlichen Gemeinschaft und im Blauen und Schwarzen Kreuz mitgearbeitet.

Meine eigentliche geistliche Heimat blieb die Heilsarmee.

Hier war eines Tages anlässlich des Besuches von Kommandeur Wickberg die sogenannte Einreihung der Rekruten geplant. Ich war Rekrut, befand mich also in der Probezeit, in welcher sich entscheidet, ob man als Soldat in die Heilsarmee eingereicht werden kann oder nicht. Der Leiter unseres Korps, Major Alisch, schlug mich zur Einreihung vor.

Es ist in der Heilsarmee üblich, dass man sich seine Uniform selbst kauft. Leider hatte ich in dieser Zeit kein Geld dazu. Um wenigstens etwas dem Äußeren eines Heilsarmee-Mannes zu entsprechen, ließ ich mir meinen hellen Mantel dunkel färben und kaufte mir eine Heilsarmee-Mütze. Kurz vor dem entscheidenden Tag kam der Divisionsoffizier zu mir und lud mich zu einem Gespräch unter vier Augen ein. Ich merkte, dass etwas Besonderes auf mich zukam. Er erkundigte sich zuerst nach meinem Wohlergehen, wie lange ich dabei sei und dergleichen Dinge. Dann sagte er: »Bruder Dyck, Sie haben eine Schreibmaschine auf Raten gekauft, Sie können nicht eingereiht werden!«

Es war die Zeit, in der viele Ratenkäufe getätigt wurden und viele labile Menschen der Versuchung erlagen, auf diesem Wege zu sonst unerschwinglichen Dingen zu kommen. So war es verständlich, dass damals unter den Christen solche anrühigen Anschaffungen verpönt waren. Mir war das nicht bekannt. Ich hatte die Maschine gekauft und ordnungsgemäß abbezahlt. In der Freude über diese Errungenschaft habe ich natürlich davon in der Gemeinde erzählt. Man wusste es also von mir selber und wusste es vor allem lange bevor die Wahl auf mich fiel, mich einzureihen. Natürlich hatte ich auch den Gedanken, später auch einmal Offizier zu werden. Was sollte sonst eine Armee, wenn nicht jeder den Marschallstab

im Tornister trug. Dazu kam, dass man mich angesichts des knappen Nachwuchses oft ansprach und ermunterte, ganz und vollzeitig in den Dienst der Heilsarmee zu treten. Ich wollte schon und meine Einreihung sollte der erste Schritt dazu sein. Nun kam diese Enttäuschung: »Sie können nicht eingereiht werden.«

Auf meinen Einwand, dass man das doch schon vorher gewusst habe und dass das doch wohl nicht der wahre Grund sein könnte, bekam ich keine Antwort. Aber sein Gesicht zeigte mir, dass meine Vermutung nicht verkehrt war. Mir fielen die gelegentlichen misstrauischen Blicke und Verdächtigungen ein, denen ich in der Heilsarmee oft begegnet war. Ich ließ mich dadurch nicht entmutigen, denn ich konnte die Skepsis einem ehemaligen Schwerverbrecher gegenüber schon verstehen. Aber ich tat meine Arbeit um Jesu willen und das hat mich abgehalten, auf Menschen zu sehen. Dazu kam, dass die Heilsarmee oft genug Reinfälle erlebt hatte und es dadurch verständlich war, dass man mir trotz allen Eifers nicht gleich um den Hals fiel.

Dennoch schmerzte mich die fehlende Ursprünglichkeit bei der Heilsarmee, die doch einmal eine Zeit hatte, wo heute bekehrte Leute morgen schon in Uniform standen, in der Jungbekehrte sofort in den Dienst gestellt wurden, egal ob sie Säufer, Schläger, Hurer oder andere Verbrecher gewesen

waren. Errettetsein gibt Rettersinn! Und meine eigene Erfahrung ist tatsächlich die, dass der Dienstweg der Heiligungsweg ist. Aufgaben muss der

Aufgaben muss der Christ haben. Müßiggang ist auch hier aller Laster Anfang.

Christ haben. Müßiggang ist auch hier aller Laster Anfang. Nun, ich war abgelehnt, ging aber trotzdem weiter zur Heilsarmee und hoffte auf eine spätere Aufnahme.

Heute, aus der Rückschau, muss ich sagen, dass es eine gnädige Führung Gottes war, dass ich damals nicht wurde, was ich wollte. Gott hatte einen anderen Platz für mich vorgesehen, für den Er mich zubereitete. Er macht keine Fehler, nur ist nicht immer leicht zu erkennen, was Gott konkret mit dem

Einzelnen von uns will. Es geht eben nur in der täglichen Abhängigkeit von ihm, nur auf dem Weg, das Nächstliegende zu tun und sich Schritt für Schritt führen zu lassen.

Im EC lernte ich ein Mädchen kennen, das mir durch ihre musikalische Begabung auffiel. Wir freundeten uns an. Oft nahm ich sie mit zur Heilsarmee, weil ich glaubte, nicht nur mein Weg, sondern auch der Weg meiner Freundin wäre die Heilsarmee. Da gab es natürlich einige äußere und innere Schwierigkeiten, nicht zuletzt wegen der Uniform.

Mein Mädels war zu manchem bereit, aber niemals dazu, diese Uniform anzuziehen. Vor allem der komische Hut ging ihr gegen den Strich. Ich drängte zu einer Entscheidung und sagte ihr, dass sie nur mit mir gehen könnte, wenn sie mit zur Heilsarmee ging. Andernfalls sollte sie doch zurück in den EC gehen, damit ich ungestört durch ihre Gegenwart weiter meinem Dienst in der Heilsarmee nachgehen könnte. Aber sie hatte ihren Dickkopf, wollte zwar die letzte Entscheidung nicht fällen, aber auch nicht zurück zum EC gehen. Darauf sagte ich, wenn sie bis zum nächsten Tag nicht gegangen sei, dann wollte ich nach Hamburg abreisen, jedenfalls nicht mehr unter diesen ungeklärten Umständen in Frankfurt bleiben.

Was mich damals dazu trieb, weiß ich nicht, aber es hat alles so kommen müssen. Sie wollte bleiben und somit musste ich gehen. Wir trafen uns zum letzten Mal zu einer Tasse Kaffee und dann gingen unsere Wege auseinander. Ich fuhr nach Hamburg, sie blieb in Frankfurt. Inzwischen ist sie Heilsarmee-Offizierin und verheiratet mit einem Freund von mir. Sie war blockiert für mich, nicht aber für die Heilsarmee. Ich sehe in allem Gottes gnädige Führung. Wie gut, dass ich damals die Konsequenzen gezogen habe, ich wäre sonst wohl nie Evangelist geworden.

In Hamburg wohnte und arbeitete ich zunächst

wieder bei der Heilsarmee, suchte mir aber bald ein eigenes Zimmer und eine andere Arbeit. In einer Kunststoffspritzerei fand ich eine Stelle, die mir Freude machte und auch noch Zeit und Kraft für andere Aufgaben zuließ. Das passte sehr gut zu meiner späteren Aufgabe als Straßenprediger am Hamburger Hauptbahnhof. Wie es dazu kam, möchte ich nun erzählen.

Wie ich Evangelist wurde

Es war im September 1959, als ich auf dem Weg zum CVJM an der Alster war. Ich benutzte die U-Bahn und stieg am Hauptbahnhof aus. Es war Sonntag, etwa 18–19 Uhr. Als ich aus dem U-Bahnschacht auf die Straße trat, stand vor mir eine große Menge Menschen. Alle überragend stand ein etwas älterer Mann mittendrin und sprach. Seine Sprache war rau, sehr ungepflegt und voller Fehler. Er sprach von Jesus. Wie ich später erfuhr, handelte es sich um einen zum Glauben gekommenen Juden. Er war mir schon einmal bei Schwester Berta Kayser begegnet, hatte dort allerdings durch seine etwas theatralische Art mehr Ablehnung als Zustimmung gefunden. Aber egal, wenn nur das Evangelium verkündigt wird, sei es nun in Wahrheit oder zum Vorwand.

Es standen viele Menschen dort. Das Gartenbauamt hatte dort ein Rondell errichtet, etwa 50 cm hoch und 2 m breit, wie für diese Arbeit geschaffen. Viele der Zuhörer sahen hier nur eine willkommene Abwechslung, denn die sprachlichen Schnitzer gaben viel Anlass zum Lachen. Die Leute hatten ihre Gaudi.

Zu alledem hatten zwei Betrunkene den Mut gefunden und waren zu ihm hinaufgestiegen. Sie

pufften ihn links, stießen ihn rechts, sagten dieses und jenes, aber alles in einer lästerlichen Weise. Unser Redner war in äußerster Verlegenheit und nicht in der Lage, die beiden abzuschütteln oder in seine Rede einzubauen. Die Leute hatten jedenfalls ihren Spaß. Aber keiner kam auf die Idee, ihm beizustehen. Ich tat nur das Nächstliegende, das Selbstverständliche und stieg aufs Podest und bat die Betrunkenen, sie möchten doch aufhören zu stänkern. Schließlich lud ich sie zu einer Tasse Kaffee ein. Sie kamen mit und der Mann konnte ungestört weiterpredigen.

Als ich anschließend wieder zu dem Rondell zurückkehrte, hatte der Redner seine Rede beendet, kam auf mich zu und bedankte sich für meine Mithilfe. Er schloss daraus anscheinend, dass ich zur weiteren Mitarbeit bereit war und drückte mir einen Stapel Zeitschriften in die Hand, die ich verteilen sollte. Es war das Blatt »Herold Seines Kommens«. Nun, den Herausgeber kannte ich persönlich aus der Frankfurter Zeit und so habe ich mich ans Werk gemacht, die Blätter zu verteilen. Dabei sah ich, wie sich die Leute, die vorher um den Redner versammelt waren, nun zu einer Gruppe scharten und miteinander diskutierten.

Eigentlich nur aus Neugierde habe ich mich dazugestellt. Ich wollte hören, was die Leute so über und gegen den Mann sagen würden. Sie stritten

sich miteinander, kritisierten, politisierten und einige gossen ihre Dreckkübel über Kirche, Pastoren, Papst usw. aus. Sie erhitzten sich und es fehlte auch nicht viel an schlagenden Beweisen mit der Faust. Mittendrin und aus allem heraus hörte ich auch einige nach Christus fragen, nach Glauben und Leben. Darauf gab keiner eine Antwort. Auch hier tat ich das Nächstliegende, da ich eine Antwort hatte, gab ich sie. Viele andere hätten es besser gekonnt, taten es aber nicht. Die Bibel sagt, dass wir Christen zu jeder Zeit bereit sein sollen zur Verantwortung gegen jeden, der Rechenschaft von uns fordert über die Hoffnung, die in uns ist.

Es war nicht viel, was ich sagte, nicht durchdacht und auch nicht vorbereitet. Auf meine Antwort kamen Gegenfragen, Zwischenrufe, Angriffe. Das Gespräch wurde laut und der Kreis der Zuhörer immer größer. So kam es, dass die am Rande Stehenden nicht mehr so recht sehen und hören konnten, was da im Kreise verhandelt wurde und so riefen einige im Chor: »Hoch mit ihm! Hoch mit ihm!«

Bevor ich noch entdecken konnte, wem dieses »Hoch« galt, wurde ich schon von den Umstehenden emporgehoben und aufs Podest gestellt. Nun prasselten Fragen aus allen Themenkreisen auf mich nieder. Ich sagte dem einen ein Wort, einem anderen einen Satz, hier einen Scherz, dort eine biblische Aussage, sprach mal zu Allen, gab dann

einem Einzelnen Antwort, mitten hinein kamen die Zwischenrufe und Randbemerkungen der Vorübergehenden; das alles so schnell und bunt durcheinander, dass ich es kaum schildern kann.

Inzwischen war der Kreis der Zuhörer immer größer geworden. Ich begann mir schon etwas einzubilden auf meine Fähigkeiten, schrieb jedenfalls die Menschenansammlung ausschließlich auf mein Konto. Ich konnte ja auch nicht ahnen, dass hinter mir auf dem Podest zwei Verkehrspolizisten eine geraume Zeit standen. Wo die Polizei ist, da ist was los. Jedermann möchte dabeisein, wenn eine möglichst kostenlose Sensation mitzuerleben ist. Im Eifer des Gefechtes hatte ich selbst davon gar nichts gemerkt. Deshalb erschrak ich auch furchtbar, als ich mich denen zuwandte, die mir plötzlich von hinten auf die Schulter tippten mit den Worten: »Was machen Sie denn hier?« Polizei! Was wusste ich schon von der Straßenverkehrsordnung, von Redefreiheit und Freiversammlungsgenehmigungen.

»Was ich hier mache? Ich diskutiere.«

»Nun, das ist auch nicht verboten, darf aber über eine Zahl von 50 Personen nicht hinausgehen, weil es dann zu einem Verkehrshindernis wird.«

Die Zahl von 50 Personen war weit überschritten. Es war schließlich schönes Wetter, dazu ein Platz

vor dem Hauptbahnhof, wo man die Zeit totschrug. »Sie müssen sofort aufhören«, sagte einer der Beamten zu mir.

Mir war klar, dass es da keine Widerrede gab, spürte aber zugleich, dass ein Übergang geschaffen werden müsse. So erbat ich mir die Erlaubnis, noch ein letztes Wort sagen zu dürfen. Die bekam ich sofort. So verabschiedete ich die Leute, bedankte mich für ihr diszipliniertes Verhalten und erklärte ihnen, dass eine solche Versammlung der Genehmigung bedürfe. Demokratie beinhalte zwar Meinungsfreiheit, aber schließlich keine Narrenfreiheit. Mit diesen Worten sprang ich dann selber als Zeichen des Aufbruchs vom Podest herunter und wollte gehen. Aber so einfach war das nicht. Noch standen die Leute Kopf an Kopf, nahmen die Gelegenheit wahr persönliche Fragen zu stellen usw. ... Viele gingen auch tatsächlich weiter, aber der größere Teil blieb noch und wartete der Dinge, die da noch kommen sollten.

Nun machte die Polizei einen Fehler. Da ihr die Zerstreung der Massen nicht gelang, dachte sie, wenn wir den Dyck mitnehmen, dann fehlt der Anlass zum Bleiben und die anderen werden sich verflüchtigen. Also traten die Herren zu mir und forderten mich leise auf, ihnen zum Peterwagen zu folgen. Das aber war vollkommen verkehrt, denn das Gegenteil vom Beabsichtigten trat ein.

Die Masse sah, dass ich »verhaftet« wurde, dass mich die Polizei mitnahm. Sie dachte an die verbriefte Demokratie, an Meinungs- und Redefreiheit, sah die blaue Uniform und sah rot. Alle strömten hinterher. An wegfahren war nicht zu denken. Die Masse war aufgebracht, denn schließlich hatte ich nichts Gesetzwidriges getan, sondern im Gegenteil von und für Gott gesprochen.

Während die Polizisten meine Personalien aufnahmen, drängten sich die Leute um das Auto und klopften wie wild gegen die Scheiben, welche die Polizisten schnell hochgedreht hatten. Sie riefen durcheinander: »Sind Sie verhaftet, sind Sie verhaftet?« Das sah allerdings so aus, war aber nicht der Fall. So rief ich dann laut durch den letzten Spalt der Fenster: »Ich bin nicht verhaftet, werde nur nach Hause gebracht!«

Der Volkszorn kühlte sich nun ab und tatsächlich brachte mich die Polizei zum CVJM an der Alster. Das war mir auch noch nicht passiert. Bisher hatte der Peterwagen immer nur eine Richtung gehabt, wenn ich darin saß. Zum CVJM fuhr ich nun auf diese Weise zum ersten Mal.

Damit hielt ich die Sache für mich für erledigt. Als ich jedoch nach der CVJM-Stunde nach Hause gehen wollte und wieder am Hauptbahnhof vorbeikam, standen da tatsächlich immer noch Leute, die

diskutierten. Einige aus der Schar erkannten mich und kamen auf mich zu. »Hallo, was macht die Demokratie?«, fragten sie gut gelaunt und lächelnd. »Alles in Ordnung«, antwortete ich und wollte heimwärtsgehen. Doch dazu kam es in der Nacht nicht mehr.

Es dauerte nicht lange und es war wieder eine große Menschenmenge beisammen, laut Zeitungsbericht etwa 300 Personen. Ich musste wieder aufs Podest und habe dann die ganze Nacht dort am Hauptbahnhof Rede und Antwort gestanden. Bis zur Erschöpfung ging ich auf die bissigen Fragen der Umstehenden ein. Ich merkte gar nicht, dass Mitternacht schon lange vorbei war. Langsam verliefen sich die Leute. Der Morgen graute schon, als ich todmüde zu Hause ankam. So wurde ich Evangelist, ohne es selbst zu merken. Ich wurde Schritt für Schritt im Tun des Nächstliegenden geführt. So wie meine ersten Schritte in die Heilsarmee und dann nach vielem Hin und Her zum Glauben an den Herrn Jesus führten, zur schrittweisen Ordnung meines Lebens, so wurde ich auch hier ohne eigenes Planen von den Erfordernissen und den mir gegebenen Gaben her in den Dienst gestellt.

Als ich wenige Stunden später zur Arbeitsstelle unterwegs war und in die Firma trat, wurde ich auf eine seltsame Weise begrüßt. »Guten Morgen, Prophet.« »Guten Morgen, Moses.«

In der nächsten CVJM-Stunde bekam ich die Erklärung dafür. Die lieben Brüder machten bei meinem Erscheinen solch ein bedeeptes Gesicht, dass ich mich veranlasst fühlte, nach der Ursache der Betroffenheit zu fragen.

»Hast du den Artikel im Abendblatt noch nicht gelesen?«, fragte mich der Kassenführer.

»Was steht denn da drin?«

»Na hier, lies!«

»Prophet am U-Bahnhof« lautete die Überschrift des Artikels. Der Bericht handelte von einem harmlosen Narren, der vor etwa 300 Zuhörern religiöse Überzeugungen zum Besten gegeben habe. Der Bericht war gespickt mit zynischen Bemerkungen, sodass ich verstehen konnte, dass sich der CVJM von mir distanzierte.

Hatte ich mich anfangs über den Zeitungsbericht geschämt, so wurde ich doch später stolz darauf. Es war ja gar nicht so einfach, öffentlich seinen geistigen Defekt bescheinigt zu bekommen und diese Behauptung hinzunehmen, ohne sich wehren zu können. Jeder will gerne etwas Großes sein. Wer ist schon bereit, sich einmal um Christi willen auslachen zu lassen? Der Verfasser des Artikels hätte den Bericht sicher nicht geschrieben, wenn er geahnt hätte, dass er damit erreichte, die Aufmerksamkeit der Leute auf den »komischen Kauz« am Hauptbahnhof zu lenken.

Am nächsten Sonntag ging ich zum Hauptbahnhof, um zu sehen, wie es weitergehen würde. Als ich dort ankam, stand da schon wieder eine große Menge, welche lachte, grölte und klatschte. Mitendrinnen mit hochrotem Kopf, auf dem Podest hin- und herhüpfend, stand Isaak, der zum Glauben gekommene Jude, der nach eigener Aussage über dreißigmal die Bibel durchgelesen haben will. Er hatte diesmal aber nicht die Bibel, sondern das Abendblatt in der Faust, tobte und schimpfte so wütend, wie ich selten einen Heiden habe toben sehen. Er wollte die ganze Presse, dieses Teufelswerk, in Grund und Boden stampfen und Axel Springer schon damals an den nächsten Baum hängen.

Es war einfach scheußlich, einen sogenannten Christen so außer sich zu sehen. Die Masse johlte natürlich und hatte mal wieder ihren Spaß. Isaak bezog den Artikel vom harmlosen Narren im Abendblatt auf sich und stand im Begriff, daraus eine Judenverfolgung zu machen.

Mir war sofort klar: Dieser Irrtum muss aufgeklärt werden. Aber Isaak ließ keinen nur eine Sekunde zu Wort kommen. Endlich, kurz vor Schluss seiner Hasstiraden, durfte ich dann doch ran. Ich sprang aufs Podest und erklärte, dass ich der harmlose Narr sei. Inzwischen war ich dankbar für diese Bezeichnung geworden, denn in der Bibel steht zweimal von Paulus, dass er über dem Rühmen des

Namens Jesu »ein Narr um Christi willen« geworden ist. Ein Narr Christi zu sein, ist ein Ehrenamt.

Lieber ein Narr mit Jesus, als in den Augen der Masse ein kluger Mann, aber ohne Glauben an diesen Herrn.

Lieber ein Narr mit Jesus, als in den Augen der Masse ein kluger Mann, aber ohne Glauben an diesen Herrn. Das ist meine Meinung, die ich der Bibel entnommen habe.

Isaak sackte zusammen wie ein nas- ses Segel ohne Wind. Plötzlich war ihm der ganze Stoff für seine Rede ge- nommen und er stand ziemlich bla- miert da. Ich hatte das nicht beabsich- tigt, aber hoffte, dass es heilsam für ihn war, obwohl wir in der Folgezeit nicht viel von der Heiligung bei ihm feststellen konnten. Er machte ziem- liche Schwierigkeiten und bekam letz- ten Endes für ganz Hamburg ein Pre- digtverbot. Doch bis dahin predigte

er jeden Sonntag von 17–19 Uhr und anschließend stand ich dort, zunächst ohne polizeiliche Geneh- migung, bald aber mit der Erlaubnis, ab 19 Uhr unbegrenzt predigen zu dürfen, solange Zuhörer da waren.

Erlebnisse am Hamburger Hauptbahnhof

Von diesem Tag an habe ich zwei Jahre lang Sonntag für Sonntag ab 19 Uhr am Hauptbahnhof gestanden und gepredigt. Einerlei, ob es regnete oder die Sonne schien, ob es warm oder kalt, Sommer oder Winter war. Zunächst stand ich dort allein, aber mit der Zeit kam auch Unterstützung.

Der Anfang war sehr schwer. Es ist ja nicht so, dass einem die Leute vor Freude um den Hals fallen, wenn man mit dem Evangelium auf die Straße geht. Im Gegenteil, es gab viel Widerspruch. Bedauerlicherweise kam der größte Widerstand nicht aus den Reihen der Atheisten und Heiden, sondern aus den eigenen Reihen. Ich kann mich nur mit der größten Traurigkeit daran erinnern, wie ernstzunehmende Brüder und Schwestern der Landeskirchen und auch der Freikirchen dagegen waren. Zum Teil sicher auch berechtigt, oft aber nur penetrant besserwissend, alleswissend und das nicht aus besseren Erfahrungen, sondern aufgrund ihrer Stellung und ihres Alters.

Viele der Zuhörer dachten natürlich auch, ich lebte vom Predigen und ginge nicht arbeiten. Es kam vor, dass Passanten mitten in meine Predigt hineinriefen: »Geh arbeiten!« Oder: »Du lebst von

unseren Steuern, du Pfaffe.« Oder: »He lücht! He spinnt!« War es am Anfang oft zum Verzweifeln, so war es doch eine Art Feuerprobe. Zu der Zeit trug ich immer Spurgeons »Kleinodien« bei mir, ein für jeden Tag bestimmtes Andachtsbüchlein, sehr gut für die Hosentasche geeignet.

Eine der Verheißungen in der bedrängten Zeit lautete: »Wenn eines Mannes Wege Gott gefallen, so lässt er selbst seine Feinde mit ihm in Frieden sein« (Spr. 16,7). So erlebte ich, dass nach und nach aus allen Denominationen ungeahnt und ungeplant viele Helfer kamen. Musste ich im Anfang Solo singen, weil mir keiner half, so hatte ich bald einen Gitarristen und eine Anzahl Sänger, mit denen ich einfache Erweckungslieder sang. Wir hatten nie geübt, sangen sicher nicht sehr schön, aber laut und verständlich. Und darauf kommt es schließlich an.

Viele Christen würden gerne missionieren gehen, sie wären schon bereit zu einer toll aufgezogenen Freiversammlung oder zur Mitternachtsmission. Aber der Posaunenchor, die Gesangsgruppe, die Gitarren dürfen nicht fehlen. Viele Mitarbeiter müssen dabei sein. Natürlich ist die Zweierschaft biblisch, aber mit dem Herrn im Herzen kann man das auch alleine wagen. Posaunenchöre sind sogar oft für die Breitenwirkung ein Hindernis, weil der Gedanke, die Kirche steht da, viele einen Bogen machen lässt.

Stellen Sie sich aber einmal ganz alleine auf die Straße, vielleicht auf eine Erhöhung. Fangen Sie an zu singen, voll Glauben und im Gehorsam, Sie werden feststellen, wie viele Menschen sich lächelnd und skeptisch einfinden werden. Denn so etwas bekommt man nicht alle Tage zu sehen. Haben Sie zu alledem noch eine Botschaft, dann sollen Sie einmal sehen, wie Ihre Zuhörerschaft wächst. Sprechen Sie laut und deutlich, aggressiv-provozierend, stellen Sie einige harte Thesen, einige pointierte Behauptungen auf und Sie werden sehen, wie viele Ihnen zuhören werden.

Stellt sich nun heraus, dass Sie keiner Sekte angehören und auch kein bezahlter Pfarrer oder Prediger sind, dann ist Ihnen sogar die Sympathie der kirchenfeindlichen Leute sicher. Machen Sie das alles treu immer zur gleichen Zeit, am selben Ort, wo viele Menschen spazieren gehen, Sie aber die Ruhe schon deswegen nicht stören, weil es auch ohne Sie laut genug zugeht.

Treue ist dabei besonders wichtig. Ob es schneit oder regnet, warm oder kalt ist, das muss Ihnen egal sein und bleiben. Lesen Sie die Zeitungen, die von Millionen auch gelesen werden, knüpfen Sie Ihre Predigten an Tagesereignisse an, holen Sie die Leute bei dem ihnen Bekannten ab und führen Sie diese so zu dem Unbekannten. Die Bibel ist unerschöpflich, Konzepte brauchen Sie nicht, die

Bibel liefert genug Stoff und Themen. Halten Sie den Leuten die Bibel buchstäblich unter die Nase. Zeigen Sie ihnen, dass das, was Sie zu sagen haben, wirklich in der Bibel steht.

Das ist der schnellste Weg, das Vorurteil abzubauen, die Bibel sei antiquiert, sei überholt, nur noch etwas für das Kinderzimmer und die Altersheime. Seien Sie aber kein Erfolgsroboter, keine Bekehrungsmaschine! Tun Sie alles um der Liebe willen, ob etwas dabei für Gott und uns herauskommt oder nicht. Wir haben es letztlich sowieso nicht in der Hand, können keinen halten und lenken, der nicht wirklich gelenkt und geleitet werden will. Seien Sie kräftig in der biblisch begründeten Abwehr von Irrlehren und Modeerscheinungen, aber niemals fanatisch, wir wollen keinen richten außer uns selbst.

Ich möchte nun etwas davon erzählen, was wir in den kommenden Monaten dort am Hauptbahnhof erleben durften: Als ich einen Abend über die Liebe Gottes in Jesus Christus predigte, kam plötzlich ein angetrunkener Kerl auf mich zu. In seiner Hand schwang er drohend eine Schnapsflasche und rief mir dann zu: »Wenn du nicht gleich aufhörst, von deinem Jesus zu sprechen, dann haue ich dir diese Schnapsflasche in die Fresse! – Wo war denn dein Jesus, als wir in Stalingrad eingekesselt waren, wo war Er denn, als meine Frau und Kinder im Bombenhagel umkamen? Wo war denn

dein lieber Gott?« Was tun? Für solche Fälle steht ja eine deutliche Anweisung in der Bibel: »Wenn dir einer auf die linke Backe haut, halte ihm auch noch die rechte hin.«

Die Zuhörer witterten eine Sensation und starrten wie gebannt auf die Auseinandersetzung. Ich habe mich selten im Leben so an meiner Bibel festgehalten, wie in dieser Situation. Haut er, ist's gut, haut er nicht, ist's auch gut.

Auf jeden Fall von der Liebe Gottes weiterpredigen, das war meine Absicht. Und während ich nun umso lauter die Liebe Gottes verkündigte, verschwand der Kerl plötzlich. Nach einigen Minuten kam er zurück, derselbe Mann, doch wie verwandelt. In seinen Händen hielt er ganz feierlich ein Glas Sülzwurst und überreichte es mir mit den Worten: »Nun, ich habe so eine Ahnung, dass du zu Hause nichts zu beißen hast, deswegen stehst du hier und schreist.«

Nun konnte ich unmöglich vor der Menschenmenge ein Glas Sülzwurst verspeisen und gab sie deswegen einem jungen Mann, der dafür Verwendung hatte. Der Gewandelte aber hörte den ganzen Abend zu, ohne auch nur einen Ton von sich zu geben.

Eines Abends baute sich hinter mir eine Horde jun-

ger Männer auf, die während meiner Predigt im Chor losbrüllten: »Butter woll'n wir haben! Butter woll'n wir haben!« Gegen diesen Lärm kam ich nicht an und die Polizei holen konnte ich schlecht. Von der Liebe Gottes predigen und dann Polizeiknüppel – das passt nicht zusammen. Ich versuchte, sie erst freundlich, dann bittend anzusprechen, aber es kam immer nur eine Antwort: »Butter woll'n wir haben!«

Die Umstehenden hatten mal wieder ihren Spaß, aber auch meine Freunde in der Menge standen mir nicht bei, sondern hatten die Abwarte-Stellung bezogen. In meiner Not praktizierte ich mein bewährtes Rezept und ging auf jeden Einzelnen zu und drückte ihm ordentlich die Hand. Nur der Letzte blieb stur: »Ich will dir keine Hand geben, ich will Butter haben.« Ich reagierte blitzschnell: »Du hältst mich wohl für so bekloppt, dass du meinst, ich wollte keine Butter essen? Aber ich will keine Butter ohne Jesus. Damit du aber glaubst, dass ich auch lieber Butter als Margarine esse, wollen wir jetzt mal zusammen schreien: Butter woll'n wir haben!« Nachdem ich das zwei-, dreimal gerufen hatte, ging dem Jungen die Luft aus und ich konnte weiterpredigen. Eine Anzahl dieser Jungen blieb dabei und beteiligte sich anschließend an der Diskussion.

Es war schon dunkel, als zwei Halbstarke sich läs-

sig näherten und lästerten: »Die Märchen, die du da vorliest, glaubst du ja selber nicht! Wie viel Geld bekommst du für deine Volksverdummung?«

Ich besaß damals eine lederne Taschenbibel, die mir lieb und wert war. Mein Freund Werner hatte sie mir geschenkt und ich hatte viel darin gearbeitet. Aus dieser Bibel las ich gerade vor, als diese beiden sich wie die »Herren der sieben Weltmeere« aufspielten. Auf den einen zugehend sagte ich: »Hast du denn schon einmal in der Bibel gelesen? Hier, lies mal!« Damit drückte ich dem verdatterten Jungen die Bibel in die Hand. »Die Bibel kritisieren und ihre Vertreter anpöbeln, aber keine Ahnung haben, was darin steht, das habe ich gerne. Die Bibel kannst du behalten.« Nun, die Beleuchtung war schwach und die Schrift klein, sodass der Junge kam, mir die Bibel zurückgab mit der Begründung, er könne die kleine Schrift nicht lesen.

Ich war froh, dass ich meine geliebte Taschenbibel wieder zurückbekam, aber da kam von der anderen Seite ein junger Mann mit Bart und sagte: »Geben Sie mir die Bibel!« Was sollte ich tun? Ich hatte sie ja angeboten. So gab ich ihm meine Bibel.

Wahrscheinlich hätte ich diese Geschichte schon längst vergessen, wenn sie nicht eine eigentümliche Fortsetzung gehabt hätte. Als ich nämlich in der folgenden Woche in die christliche Buchhand-

lung in der Holstenstraße ging, wo ich immer meine Bücher kaufte, sagte mir der Verkäufer: »Für Sie sind 500 DM hinterlegt worden!«

Es stellte sich heraus, dass eine Kundin miterlebt hat, dass ein junger Prediger teure Bibeln am Hauptbahnhof verschenkt hatte. Als der Verkäufer nach Einzelheiten fragte, stellte sich heraus, dass ich derjenige war. Er sagte der Frau, dass er mich als Kunde gut kenne, worauf die Frau dann 500 DM für mich hinterlegte mit den Worten: »Wenn der jeden Sonntag teure Bibeln verschenkt, dann muss ihm geholfen werden.«

Ich habe oft erlebt, dass der Herr sich nichts schenken lässt und hundertfältig wiedergibt, was wir im Glaubensgehorsam ihm geben. Aber damit war die Geschichte noch nicht zu Ende. Für mich war das ein Wunder. Noch nie hatte ich so viel Geld geschenkt bekommen und in einer überschwänglichen Freude erzählte ich am nächsten Sonntag allen Leuten diese Geschichte. Ich zeigte ihnen das Geld, denn was sie nicht sehen, das glauben sie auch nicht.

Es war ein Jahr später, als ein gutgekleideter Herr am Hauptbahnhof auf mich zukam und sehr provozierend fragte: »Sagen Sie mal, Sie haben doch im letzten Jahr 500 DM bekommen. Was haben Sie damit gemacht?«

Alle Umstehenden hielten die Luft an. Man konnte es fühlen, wie sie dachten: Jetzt haben wir ihn erwischt, das haben wir ja schon immer gewusst, dass er hier nicht aus purer Selbstlosigkeit nützlich steht. Alles nur Geschäft mit den Dummen.

Ich antwortete: »Ja, ich weiß nicht, welche 500 DM Sie meinen, ich habe inzwischen öfter diese Summe Geld bekommen. Bedauerlicherweise habe ich darüber kein Buch geführt. Aber eines kann ich Ihnen sagen, von den meisten Beträgen hat die Schwester Berta Kayser die Hälfte bekommen für ihre Arbeit unter den Ärmsten der Armen in Hamburg. Die andere Hälfte ist draufgegangen für Nahrung, Kleidung, Miete und Fahrgelder, die wir hier am Hauptbahnhof zahlen müssen. Wenn wir hier von der Liebe sprachen, dann kamen oft Menschen, die sagten: ›Du sprichst hier von Liebe, dann lieb mich mal. Ich habe nichts zu essen, keine Unterkunft, keine Kleidung usw.‹ Da habe ich am Anfang mein eigenes, dann aber bald das Geld von freundlichen Gebern dafür verwenden können.«

Darauf sagte der Mann: »Schon gut, ich habe alles geprüft, was Sie da sagten, es stimmt. Und weil Sie im vergangenen Jahr 500 DM bekommen haben, bekommen Sie in diesem Jahr den gleichen Betrag.« Dann zog er einen Brief aus der Tasche, drückte ihn mir in die Hand, zog seinen Hut und ging. Wer es war, weiß ich bis heute nicht. Ich

musste den Umschlag gleich öffnen und tatsächlich waren 500 DM darin. Die Leute machten große Augen. Wenige aber werden an diesem Tage auf die Idee gekommen sein, dass das alles auf die Verheißung zurückgeht, in der es heißt: »Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch dies alles hinzugefügt

*Es ist ein
geistliches
Grund-
gesetz:
Die Jünger
bekamen,
teilten aus
und sam-
melten
trotzdem
ein.*

werden« (Matth. 6,33). Wer glaubt das schon? Wenn man es vorausberechnen könnte, dann wären einige mehr bereit, Gott mit ganzem Einsatz zu dienen. Aber wo gerechnet wird, da ist die Liebe nicht mehr. Mich haben diese Erlebnisse nur auf meinem Weg bestätigt, hinzugeben, was Gott mir gab, um neu empfangen zu können. Es ist ein geistliches Grundgesetz: Die Jünger bekamen, teilten aus und sammelten trotzdem ein.

Unsere Geschichte ist allerdings immer noch nicht zu Ende. Als ich Jahre später in Butzbach für eine Woche im Zuchthaus predigte, kam ein Russe in meine Seelsorge und erzählte mir die Fortsetzung. »Wissen Sie«, begann er, »mein Arbeitskollege und ich gingen zur Nachtschicht in die Druckerei. Als wir am Hauptbahnhof vorbeikamen, sahen wir einen Volksauflauf und dachten: Sehen wir uns doch mal an, was da los ist. Wir kamen gerade in dem Mo-

ment, als Sie die Bibel zum Geschenk anboten und der junge Mann ablehnte. Da forderte mein bärtiger Kollege die Bibel von Ihnen. Da wir zur Firma mussten, gingen wir gleich wieder. Mein Kollege nahm die Bibel, um zu prüfen, ob Sie diese wirklich abgeben und um zu verhindern, dass ein anderer sie nähme und anschließend wegschmeißen würde.« Nun wusste ich nach Jahren also auch, wer meine schöne Bibel im Vorbeigehen kassiert hatte.

Ich möchte meine Erinnerungen an die Verkündigungen am Hamburger Hauptbahnhof abschließen mit einem Brief, den ich auf meine erste Predigt bekam:

»Am Sonntagabend kam ich am Hauptbahnhof vorbei und hörte Sie sprechen. Es interessierte mich so, dass ich meinen ursprünglichen Plan aufgab, um Ihnen zuzuhören. Da es unüblich ist, in einem solchen Fall zu applaudieren, möchte ich diesen Brief an Sie schreiben, um mich herzlich zu bedanken für das, was Sie sagten und womit Sie mich ansprachen. Dass Sie sich als junger Mann völlig in den Dienst einer Sache stellen, die nicht mit Profit oder gesellschaftlichem Erfolg verbunden ist, hat mir sehr imponiert.« Dann folgte eine Lebensbeichte und es kam heraus, dass er als Junge auch einmal einer christlichen Jugendgruppe angehört hatte.

Wichtig an diesem Brief war mir: »... ich gab mei-

nen ursprünglichen Plan auf«. Was immer unsere Predigtstätigkeit bewirkt haben mag, das Eine ist bestimmt passiert, dass viele von ihren ursprünglichen Plänen abließen, weil wir dort standen und man nicht ohne weiteres vorbeigehen konnte. So gesehen ist das bloße Dasein eines Christen, wenn er seinen Platz in Treue ausfüllt, schon ein aufgerichtetes Zeichen, dem widersprochen wird, aber die Menschen zur Entscheidung zwingt. Dabei ist die Treue das Wichtigste. Etwas nur mal eben und aus guter Laune heraus tun, mag nicht immer verkehrt sein. Wenn aber nichts Bleibendes dadurch entstanden ist, dann haben wir nicht das getan, was Gott durch uns tun wollte.

Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes

Die Jahre in Hamburg waren mit Leben erfüllt. Neben der Arbeit am Hauptbahnhof arbeitete ich bei der Heilsarmee mit, war im CVJM, EC, bei den Fackelträgern und in der Landeskirchlichen Gemeinschaft zu finden.

Von der Arbeit mit Schwester Berta Kayser möchte ich noch etwas erzählen: Mein Freund Werner, der mir als Gitarrist am Hauptbahnhof zur Seite stand, kannte sie noch nicht und so fuhren wir eines Tages mit seinem Moped in Richtung Reeperbahn. Im Bäckerbreitergang, Sitz der Straßen- und Volksmission, befand sich die Wohnung von Schwester Kayser, dem Engel von St. Pauli. Wir hörten einen mickrigen Gesang von tiefen, ungepflegten und unlustigen Stimmen. Wir kamen in einen kleinen Raum. Eine Wolke nicht gerade angenehmen Geruchs schlug uns entgegen. Hier waren die »Sperlinge« mit Schwester Kayser versammelt. Jeden Tag hatte sie hier bis zu 120 Menschen zu versorgen. Sie selbst lebte in freiwilliger Armut. Offiziell von keiner Kirche unterstützt, half diese Frau hier tagsüber den ärmsten Menschen.

Es ist nicht auszurechnen, wie viele verzweiflungsvolle Schritte sie dadurch verhindert hat, dass sie

den Ärmsten das Brot brach. Die Gaben kamen durch Spenden zusammen. Einige Großbetriebe ließen die Kantinenreste und manchmal mehr zur Volks- und Straßenmission bringen. Hier wurde dann alles an die große Schar Obdachloser verteilt. Sie besorgte den Männern Arbeit, gab ihnen auch Kleidung und pro Person dreißig Pfennige, von größeren Summen nicht zu reden, mit denen sie manchem wieder auf die Beine half.

Hier traf sich wirklich die Armut. Gewiss, sie wurde oft betrogen und belogen und manche Groschen sind durch die Kehle gegangen. Aber letzten Endes wurde diese Frau von allen geliebt.

Nun standen wir neben Schwester Berta Kayser. Sie war eine kleine, zierliche Frau, 91 Jahre alt, aber mit welcher Energie und Hilfsbereitschaft war sie von morgens bis abends für jeden da! Als sie mich erkannte, sagte sie: »Sieh da, der Wolfgang. Wen hast du denn da mitgebracht? Eine Gitarre auch! Na, dann spielt mal gleich!« Zwischendurch brachte sie die Männer zur Ruhe und ohne uns nach unserem Taufschein zu fragen, durften wir singen und sprechen. Ich hatte schon vorher zu Werner gesagt, dass wir da ohne Dienst nicht rauskommen würden. Wer da hineinkam, musste dienen oder wurde bedient. Unbeteiligte gab's nicht.

Sie war in London bei der Heilsarmee zum Glau-

ben gekommen, kam dann nach Hamburg und hat dort über 50 Jahre diesen Dienst getan.

Der Schwester gefiel unser Gesang so gut, dass sie uns einlud, am Sonntagnachmittag in der Aula der Schule zu singen, wo sie Sonntag für Sonntag von 15 – 18 Uhr viele arme Menschen versammelte, um ihnen ein Dach über dem Kopf zu bieten. Dort gab es auch etwas zu essen und natürlich wurde hier Gottes Wort verkündigt. Wie oft habe ich in den nächsten Monaten hier sprechen dürfen! Es war mir eine große Freude, diesen Hoffnungslosen zu sagen, dass sie von Gott geliebt sind. Ich konnte ihnen aus meinem eigenen Leben bezeugen, dass es für Gott keine hoffnungslosen Fälle gibt.

Es war eine herrliche Zeit des Dienstes. Zunächst in Hamburg und später in der näheren und weiteren Umgebung.

Mit den Jugendkreisen starteten wir Einsätze in Ostfriesland und in der Lüneburger Heide. Langeweile kannten wir nicht. Wir hatten kaum Zeit, allen Anforderungen gerecht zu werden, wie viel weniger für irgendwelche Dummheiten.

Eine Autofahrt in dieser Zeit wurde für mein weiteres Leben sehr wichtig: Major Thomas, der Gründer der Internationalen Fackelträger-Bewegung, hatte einen Dienst in Wankendorf/Holstein. Bisher

hatte ich in unserem Flottbecker Jugendkreis vieles über ihn gehört und nun ergab sich eine Gelegenheit, ihn persönlich zu hören und kennen zu lernen. Major Thomas hatte als Offizier der Besatzungsmacht Deutschland kennen gelernt und Gott hatte ihm die Not der Jugend aufs Herz gelegt.

Mein Freund Adolf, den ich auch am Hauptbahnhof kennen gelernt hatte, war bereit, mich in seinem VW nach Wankendorf zu fahren. Abends um 19 Uhr wollten wir wieder am Hauptbahnhof sein. Ich selbst hatte in der Nacht von Samstag auf Sonntag gepredigt und war erst spät und dazu heiser ins Bett gekommen. Entsprechend müde stieg ich dann am Sonntagmorgen in meinen besten Anzug, ich trug dazu eine Fliege. Adolf kam, öffnete die Tür und ließ mich hinten Platz nehmen. Dort saß schon jemand, nämlich Hannelore, die ich bisher noch nicht kannte, die aber bald meine Frau werden sollte. Sie hatte zwar kein Schild um ihren Hals mit der Aufschrift: Ich bin deine Frau! Aber sie wurde es. Ich begriff das anfangs noch nicht ganz, aber es wurde mir dann mit der Zeit klarer. Wir begegneten uns bald darauf noch einmal während der Seelsorgehelfer-Schulung für die Billy-Graham-Evangelisation, verlobten uns und heirateten einige Monate später.

Hanne kam aus einem gläubigen Elternhaus und war geistliches Kind von Prediger Heitmüller, der

über 50 Jahre einen gesegneten Dienst in der Freien Evangelischen Gemeinde am Holstenwall getan hat. Als er uns traute, sagte er zu mir: »Sie wissen nicht, welch ein Vorrecht es für Sie ist, in diese Familie einheiraten zu dürfen!«

Meine Schwiegereltern waren sehr lieb zu mir. Sie hatten mit ihrem ungehobelten Schwiegersohn, der 29 Jahre lang kein Familienleben und keine feste Bindung gekannt hatte, viel Geduld. Wie hätte ich alles ohne meine treue und opferwillige Frau schaffen können! Sie arbeitete damals noch als Krankenkassen-Angestellte und verdiente mehr als ihr Mann. Sie schaute nicht auf meine Vergangenheit, machte mir keine Vorwürfe, sondern liebte mich einfach in unüberbietbarer Treue.

So habe ich meine Frau auf dem Dienstwege bekommen. Ich hätte mir das nicht träumen lassen, dass ich als ehemaliger Zuchthäusler einmal heiraten würde. Ich brauchte zu diesem Zweck in kein Tanzlokal zu gehen. Tanzen kann ich nicht, im Gefängnis haben wir das nicht gelernt. Alles was ich habe, ist mir zugefallen nach der Verheißung Jesu: »Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit und so wird euch dies alles zufallen.«

Auch Evangelisten brauchen Vergebung

Ich möchte Ihnen noch eine Begebenheit erzählen, die deutlich macht, dass Christen auch täglich die vergebende Gnade Gottes nötig haben.

Es war in der Zeit, als ich am Hauptbahnhof predigte und man von mir alles annahm, nur nicht, dass ich als Prediger klauen würde. Aber die Macht der Gewohnheit ist unheimlich.

Eines Tages ging ich vom Betrieb aus in einem Edeka-Laden einkaufen, in welchem alle meine Kollegen Kunden waren. Es war ein SB-Laden und ich wollte irgendetwas aussuchen, als ich in einer Ecke, wo das Personal einige kleine Fächer für seine Privatsachen hatte, aus einem dieser Fächer einen 50 DM-Schein herausgucken sah. Meine erste Reaktion war sehr gut, denn ich rief mit lauter Stimme: »Wie ist das nur möglich, solch ein Leichtsinn!« Der Chef sprang sofort hinter seiner Theke hervor und fragte: »Was ist los, Herr Dyck?« – »Nichts«, sagte ich, »gar nichts!« Inzwischen hatte ich zum zweiten Mal reagiert und der Schein war in meiner Tasche verschwunden. Ich kaufte dann aus Verlegenheit noch einige Sachen.

Der Chef hatte sicher nicht gemerkt, wie mein Ge-

wissen schlug und ich rot wurde. Früher kannte ich das nicht, da war ich so abgebrüht, dass ich nicht verlegen wurde. Und dann ging ich mit den gestohlenen 50 DM nach Hause. Ich ging damit in den Sonntag, ging damit an den Hauptbahnhof und predigte weiter. Aber als ich an diesem Abend predigte, da wusste ich, dass ich von anderen etwas erwartete, was ich selbst nicht erfüllte. Ich predigte von Gottes Geboten und von Gottes Liebe und hatte selber gestohlenen Geld in der Tasche. Gott hatte mich an diesem Abend von meiner Sünde überführt, wie es kein Staatsanwalt und Richter hätte besser machen können.

Am Montag war ich der Erste beim Kaufmann und habe einen Gang machen müssen, der mir schwerer fiel als der Gang zur Bußbank. Der Gang war deswegen so schwer, weil der Mann hinter der Theke mich als Christ und Prediger kannte. Ich wusste, dass mein Dienst am Hauptbahnhof vorbei wäre, wenn dieser Diebstahl sich herumsprechen würde. Und dennoch wusste ich auch, dass diese 50 DM zurück mussten, nicht anonym per Brief, sondern mit einem persönlichen Schuldbekenntnis. Hätte Gott mich damals auch weggewischt und hätte ich keine Stunde mehr predigen können, was ich doch so gerne tat, diese Sünde musste aus meinem Leben, egal wie die Folgen aussehen würden. So ging ich zu dem Besitzer und sagte: »Ich habe Ihnen am Samstag 50 DM gestohlen.« Der Kauf-

mann erschrak, hat aber mit niemandem über diese Sache gesprochen und ich konnte meinen Dienst für den Herrn mit Freuden fortsetzen.

Es kann einem Christen passieren, dass er stiehlt, aber es kann einem Christen nicht passieren, dass er das Gestohlene behält. Ein Christ kann fallen, aber kann nicht liegen bleiben. Wie viele Christen tragen Sünden mit sich herum und meinen aufgrund dessen, dass sie ein hohes Ansehen genießen, es sich nicht leisten zu können, zuzugeben: Ich bin auch ein Sünder. Ich habe Gott und Menschen belogen und betrogen. – Wie viele schleppen unregelte Sachen mit sich herum und wundern sich, dass sie kein fröhlicher Christ sein können.

*Ein Christ
kann fallen,
aber kann
nicht liegen
bleiben.*

Eines anderen Tages wurde mir bewusst, dass ich bei einem Tankstellen-Besitzer in der Nähe des Hauptbahnhofes noch Schuld abzutragen hatte. Es war die Tankstelle, in welcher ich vor vielen Jahren für mehr als 700 DM Benzin gestohlen hatte. Mit Hanne und einem Freund fuhr ich dorthin, um diese Sache in Ordnung zu bringen. Der Besitzer war nicht anwesend, aber ich durfte ihn anrufen und erklären, dass der Dieb, der ihn vor Jahren bestohlen hatte, sich bereitgefunden hat, diese Summe in wöchentlichen Raten abzutragen. In diesem Gespräch blieb ich in der dritten Person

und hinterließ den Eindruck, als sei ich ein Bewährungshelfer. Der Mann am anderen Ende der Strippe freute sich natürlich, das Geld zurückzubekommen.

Es kam heraus, dass der Tankstellen-Besitzer seinen Tankwart verdächtigt hatte und dieser den Betrag monatelang abbezahlt hatte. Als ich Hanne diese Geschichte erzählte, hatte sie Tränen in den Augen und kam auf folgende Idee: Sie wollte mit der Bank sprechen und einen Kredit aufnehmen, um die 700 DM dem Tankwart auf einen Schlag geben zu können. Am nächsten Tag ging sie zur Bank. Ich hatte an diesem 30. November 1960 in Spurgeons »Kleinodien« die Verheißung gelesen: »Der Herr aber, der selber vor dir hergeht, der wird mit dir sein und wird die Hand nicht abtun noch dich verlassen. Fürchte dich nicht!« (5. Mose 31,8). Welch eine passende Verheißung! ER ging vor meiner Frau her und sie bekam sofort den Kleinkredit zur Erledigung dieser Sache. Wir beschlossen, sofort bei dem Tankstellen-Besitzer anzurufen und wir sagten ihm, dass der Dieb bereit sei, das Geld sofort zu zahlen. Am selben Abend brachten wir ihm das Geld bis auf 100 DM, die wir später zahlen wollten, weil es auf Weihnachten zuging und wir einige Geschenke kaufen wollten. Der Besitzer war freudig damit einverstanden. Er wusste immer noch nicht, dass der Dieb vor ihm saß.

Als er dann in einen Nebenraum ging, um einen Quittungsblock zu holen, sagte Hanne zu mir: »So geht es nicht. Du musst sagen, dass du der Dieb bist!« Ich beschloss, ihrem Rat zu folgen und die ganze Wahrheit zu sagen. Man sollte auch nie halbe Sachen machen. So sagte ich ihm, dass ich der Dieb sei. Er schaute mich ganz ungläubig an und sagte, dass er Schöffe beim Gericht sei und so etwas noch nicht erlebt habe. Am nächsten Tag las ich in Spurgeons »Kleinodien«: »Wer aufrichtig wandelt, wandelt sicher!« Das ist meine persönliche Erfahrung. Aufrichtig und wahrhaftig wandeln ist der segensreiche Weg, wenn er auch im ersten Moment sicher nicht der leichtere Weg ist.

Am nächsten Montag hatte ich Besuch von meinem Freund und Bruder Erich. Äußerlich ein armer Mann. Er wohnte im Soziallager Kieler Straße unter den Asozialen, obwohl er es nicht nötig hatte. Wochen vorher hatte er mir einmal ein Päckchen überreicht, in dem sich handgeschriebene Auszüge aus dem Gedankengut von Schwester Eva von Thiele-Winckler befanden und ein Hundertmarkschein. Damals verbot ich ihm, mir solche Geschenke zu machen. Er sollte lieber den Leuten in der Kieler Straße Brot kaufen, eine Tischdecke und Blumen, denn es herrschten dort traurige und unsaubere Zustände.

Dieser Erich also kam am Montag nach meinem

Schuldgeständnis, begrüßte mich und gab mir einen Briefumschlag. Ich musste versprechen, diesen nicht in seiner Gegenwart zu öffnen. Als Erich ging, sagte ich zu meiner Braut: »Schau einmal in den Umschlag, ich glaube, darin liegt die Antwort Gottes auf unser Tun.« So war es auch. Es lagen 600 DM darin, mit denen wir die Schuld begleichen konnten. Es war überwältigend. Wenn man solche Führungen erlebt hat, kann man Gottes Treue konkret bezeugen. Unseren Erich sahen wir nicht wieder.

Die Zeit auskaufen

Nachdem wir geheiratet hatten, besuchte ich einen dreimonatigen Kursus in der Bibelschule der Fackelträger. Als ich zurückkam, war mir nicht klar, wie es weitergehen sollte. Wir wohnten damals in einem Zimmer zur Untermiete in der Valparaison-Straße. Die Genehmigung für die Predigtstätigkeit am Hauptbahnhof war abgelaufen. So hatte ich viel Zeit. Schwester Kayser und die Heilsarmee besuchte ich zwar, aber sonst gab es nicht viel zu tun.

Müßiggang ist aller Laster Anfang, sagt das Sprichwort. Es muss ja gleich nicht alles so dick kommen; es fängt meist klein an. Meine Frau und ich machten einen kleinen Spaziergang die Bahrenfelder Chaussee runter. Da sahen wir auf der anderen Seite die Reklame der Bahrenfelder Lichtspiele: »Der brave Soldat Schweijk«. Ein Film, den ich schon früher einmal in der ostzonalen Fassung gesehen hatte. Da ich nun einmal für mein Leben gern lache und wir nichts vorhatten, gingen wir nach langer, langer Zeit zum ersten Mal ins Kino.

Ausgerechnet wurde an diesem Abend als Vorfilm ein kurzer Streifen gezeigt: »Der Sonntag der anderen«. Dieser Film berichtete von der Arbeit der Heilsarmee. Alle Akteure kannte ich persönlich. Ich sagte zu meiner Frau: »Da muss ich ausgerech-

net ins Kino gehen, um mir zeigen zu lassen, was ich in meiner freien Zeit zu tun habe.« Eine Bank hinter uns spotteten einige junge Leute beim Anblick der Heilsarmee. Mit ein paar gezielten Worten brachte ich sie zum Schweigen.

So hatte mein Kinobesuch einen doppelten Dienst getan. Eigentlich hatte ich ja gar kein Recht, mich über das verkehrte Verhalten anderer Leute aufzuregen, wo ich ja selber verkehrt gehandelt hatte. Als wir dann zu Hause ankamen, bekam ich eine zweite Zurechtweisung. Ich öffnete den Briefkasten und zog einen Umschlag hervor, in dem ein Exemplar

*Zeit haben
heißt Leben
haben und
unser Leben
gehört Gott.
Es sollte
immer zu
seiner
Verfügung
stehen.*

»Herold Seines Kommens« lag. Ausgerechnet in diesem Blatt stand ein Leitartikel unter der Überschrift: »Jesus als Straßenprediger«. In dieser Nacht wurde mir unumstößlich klar, dass mein Platz am Hamburger Hauptbahnhof ist. So begannen wir am nächsten Sonntag um 19 Uhr wie gewohnt unsere Straßenpredigten.

Seit dieser Lektion habe ich sehr auf meine Zeit achtgegeben. Ich habe mir dann auch keinen Kinobesuch mehr geleistet. Natürlich möchte ich daraus kein Gesetz für andere machen, denn ich kann von anderen nicht fordern, was für mich gilt. Dennoch sollten wir bedenken, dass

unsere Zeit in Gottes Händen steht. Zeit haben heißt Leben haben und unser Leben gehört Gott. Es sollte immer zu seiner Verfügung stehen. Ansonsten sollte man sich erholen und ausruhen, um so bereit zu sein für den nächsten Dienst.

Noch haben wir Gelegenheit, noch erlaubt es uns die Demokratie, außerhalb unserer eigenen Mauern zu predigen, zu missionieren, mit Lautsprecher oder ohne. Noch dürfen wir unter das Volk. Noch werden wir nicht beschränkt, leider beschränken wir uns selbst. Selbst die Vergnügungsstraßen, die Straßen überhaupt, die Parks und Schwimmbäder sitzen voller Menschen. Nicht zuletzt in den Häusern sind Millionen und Abermillionen zu finden. Wem überlassen wir sie? Den Sekten und ähnlichen Gruppen? Sie gehen auf die Straße, sie gehen von Haus zu Haus und tun mit ihrer falschen Lehre das Richtige, während wir mit unserer richtigen, fundamentalen Lehre gar nichts tun.

Ich möchte nicht fauler als die Sekten erfunden werden. Nicht um die Kirche als Institution wieder in Schwung zu bringen, sondern weil von Anfang an der Auftrag nicht anders lautet als: »Geht hin an die Hecken und Zäune.« Das heißt doch, dass wir nicht warten sollen, bis die Menschen von selbst kommen. Sie kommen nämlich nicht, sie sind noch nie gekommen.

Nachwort

Wolfgang Dyck war für Christen und Nichtchristen eine unerhörte Herausforderung. Wo er erschien und predigte, gab es Schlagzeilen in der Presse und Rumor unter den Christen. Ich glaube sagen zu können, dass er unter den Kriminellen und Gammlern mehr Freunde und mehr Zustimmung fand als unter den Christen. Er predigte und lebte ein Christentum, das in Deutschland weit hin in Vergessenheit geraten war. Er rief auf zum Glaubensgehorsam an den verachteten und gekreuzigten Jesus von Nazareth, der als der auferstandene und verherrlichte Herr den Totalanspruch an das Leben derer stellt, die sich nach seinem Namen nennen.

Unter dieser Verkündigung gingen viele Christen »hoch«. Ablehnung und Protest erlebte ich, als ich das erste Mal unter seiner Predigt saß. Damals sprach er im Brüderhaus »Nazareth« zu den Diakonen und Mitarbeitern der von-Bodelschwingschen Anstalten in Bethel. Nach der Verkündigung war eine heiße Diskussion im Gange. »So geht es nicht!«, hörte man von vielen Seiten.

Eine seiner letzten Botschaften, die ich miterlebte, war ebenfalls typisch für seinen Dienst. Es war ein Evangelisationsabend in einer der Gemeinden

Wuppertals. Die Sache war insofern ein Schlag ins Wasser, weil trotz großer Werbung keiner von denen anwesend war, die man erreichen wollte. Nur solche, die irgendwie schon dazugehörten oder sich Mitarbeiter nannten, saßen dort als Zuhörer. Dyck stellte sich sofort auf diese Zuhörerschaft ein und sprach über die Reformation im Leben Hiskias. Mehrfach wurde er von dem verantwortlichen Pfarrer unterbrochen, der ihm schließlich sogar das Wort verbot.

Es gab eine ziemliche Auseinandersetzung und dann packte Dyck seine Sachen zusammen und sagte zu meinen beiden Freunden und mir, die wir ihn begleitet hatten: »Kommt, jetzt zeige ich euch einmal, wo und wie evangelisiert wird!« Dann folgten wir ihm zitternd in eines der berühmtesten Nachtlokale Wuppertals, wo wir dann bis nach Mitternacht unter Verbrechern, Homosexuellen, Prostituierten und Zuhältern missionierten. Hier war er in seinem Element. Er war einer der ganz wenigen Evangelisten, der den Missionsbefehl Jesu, hinzugehen an die »Hecken und Zäune«, verwirklichte. In Tanzlokalen, Nachtclubs, Gefängnissen, Erziehungsheimen, auf der Straße und in den Schulen war er unermüdlich mit der Botschaft vom Heil in Jesus Christus unterwegs.

In seiner Hingabe war er für uns Jüngere vorbildlich. Ich habe miterlebt, wie er nicht ein bis zwei

Stunden pro Tag, sondern von morgens 8 Uhr bis nach Mitternacht um Menschen rang und warb. Er hat die Zeit ausgekauft.

Ab und zu deutete er mir an, dass er nicht glaubte, eine lange Lebenszeit zu haben. Vielleicht lag hier auch ein Grund für seinen rastlosen Einsatz.

Hatte er ca. elf Jahre seines Lebens als Verbrecher hinter Gittern verbracht, so stand er danach elf Jahre als Zeuge Jesu Christi im Dienst seines Herrn, der sein Leben total verändert hatte. Nach seiner Predigtätigkeit in Hamburg und Umgebung, von der in diesem Buch berichtet wurde, war er als Evangelist bei »Jugend für Christus« tätig, anschließend beim Kreisverband des CVJM Wuppertal und zuletzt beim Westbund des CVJM.

Auftraggeber aber war und blieb Jesus Christus. Ihn liebte er, für ihn lebte, predigte und warb er, nie für eine Denomination oder Gruppe.

Seine letzte Evangelisation hielt er in Korbach. Am Abschlussabend gab es noch lange Aussprachen. Danach wurde Wolfgang Dyck um Mitternacht von seinem Mitarbeiter in Richtung Heimat gefahren.

Kurz vor dem Ziel Hachenburg geschah dann der tragische Unfall, von dem am nächsten Tag Rundfunk, Fernsehen und Presse sachlich-kalt berich-

teten: »Durch einen Verkehrsunfall kamen auf der Bundesstraße 414 zwischen Herborn und Nister-Möhrendorf in dieser Nacht der Evangelist Wolfgang Dyck und sein 20-jähriger Assistent Christoph Gölz ums Leben. Der Personenwagen war auf einen am rechten Straßenrand geparkten LKW aufgefahren. Beide Insassen waren sofort tot.«

Als Frau Dyck, die in diesen Tagen ihr drittes Kind erwartete, uns am Morgen des 16. 2. 1970 diese Nachricht mitteilte, konnten wir das Handeln Gottes nicht verstehen. Ein Bibelvers ist mir aber seitdem wichtig geworden, den man auch über das Leben Dycks schreiben kann: »Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Sei es nun, dass wir leben, sei es, dass wir sterben, wir sind des Herrn« (Röm. 14,8).

Gott hat seinen Boten abgerufen und wir sind nun gefordert nachzurücken. Möge der Herr Jesus Christus geben, dass durch dieses Buch Menschen zur Umkehr und ganzen Hingabe an Jesus Christus gerufen werden, der »uns geliebt und sich selbst für uns hingegeben hat«.

Wolfgang Bühne